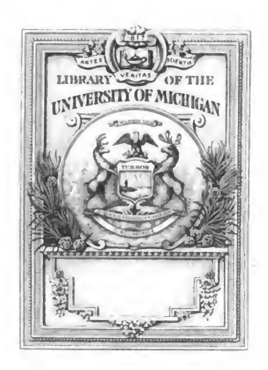
Festschrift zu der am 24. und 25

Heidelberg (Germany) Grossherzogliches ..




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR


Google

FESTSCHRIFT

ZU DER AM 24. UND 25. OKTOBER 1896 STATTFINDENDEN

DREIHUNDERTFÜNFZIGJÄHRIGEN JUBELFEIER

DES

GROSSHERZOGLICHEN GYMNASIUMS

IN

HEIDELBERG.

HEIDELBERG,
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG.
1896.

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

Die Festschriften zu Gründungsjubiläen pflegen Geschichtliches über die gefeierte Anstalt zu enthalten. Doch die Geschichte des Heidelberger Gymnasiums ist in ihren wichtigsten Teilen bereits von früheren Leitern der Schule eingehend behandelt worden. Johann Heinrich Andreä, der ihr von 1758—1789 vorstand, hat in sieben seiner lateinischen Programme, durch die er *ad actum oratorio-promotorium inter musicos concentus sollemniter celebrandum* einlud, *de historia gymnasii Heidelbergensis* gehandelt. Von 1798 an hat Rektor D. Gottfried Christian Lauter in einer Reihe von Einladungsschriften der Anstalt einen *Neuen Versuch einer Geschichte des Reformierten Gymnasiums zu Heidelberg* veröffentlicht. 1846 erschien die in Werken über Geschichte der Pädagogik viel benutzte Schrift des Professors und alternierenden Direktors Johann Friedrich Hautz: *Lycei Heidelbergensis origines et progressus*, 1849 desselben *Geschichte der Neckarschule in Heidelberg*, einer Anstalt, die in nahem Verhältnis zu dem Gymnasium stand. Ferner enthält die 1847 erschienene Schilderung von der *Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des Großherzoglichen Lyceums zu Heidelberg* auch eine Festrede von Hautz, in der eine Skizze der 'Geschichte der Anstalt von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart' gegeben ist, und in dem Programm der Anstalt vom Jahre 1855 hat Hautz die von ihm in der Schrift vom Jahre 1846 begonnene genaue, mit zahlreichen Belegen aus den Quellen versehene Darstellung dieser Geschichte bis 1577 fortgeführt unter dem Titel: *Die erste Gelehrtenschule reformierten Glaubensbekenntnisses in Deutschland oder Geschichte des Pädagogiums zu Heidelberg unter dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz.* Endlich ist von Direktor Professor Cadenbach in dem Bericht über das Schuljahr 1858—59 *das Lyceum zu Heidelberg in seiner geschichtlichen Entwicklung vom Jahre seiner Neubildung bis zur Gegenwart (1808—1858)* geschildert. — So geben wir denn in der Festschrift etwas aus der jüngsten Vergangenheit des Gymnasiums. Das Jahr unseres Jubiläums ist zugleich das eines im ganzen badischen Land mit Begeisterung gefeierten Jubelfestes, der Feier des siebzigsten Geburtstages unseres allverehrten Fürsten. Die Rede, die bei diesem Anlaſs Prof. Dr. Rösiger in der Turnhalle unserer Anstalt gehalten, und die beiden Gedichte, welche vorher von Schülern vorgetragen wurden, sind nun auf den folgenden Blättern zum Abdruck gebracht.

Den zweiten Teil der Festgabe bilden fachwissenschaftliche Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten.

Rede bei der Vorfeier des siebzigsten Geburtstages Sr. Kgl. Hoheit des Grofsherzogs von Baden

in der Turnhalle des Heidelberger Gymnasiums gehalten

von

Ferdinand Rösiger.

In Treue fest, so lautet ein Wahlspruch des verehrten Fürsten, dessen 70. Geburtstag wir heute feiern; in Treue fest, so hat er allezeit für des Landes Wohlfahrt gesorgt, in Treue fest, so hat er allezeit zum grofsen deutschen Vaterlande gestanden, in Treue fest, so hängt auch das badische Volk an seinem Fürsten, und ein Sturm des Jubels, ein gewaltiger Strom von Liebe und Begeisterung wird ihn umbrausen, wenn übermorgen der festliche Tag für ihn anbricht. Überall, wo Badener wohnen, sind die Herzen von der weihevollen Macht dieses Tages ergriffen. Als ob es sich um den hohen Ehrentag eines geliebten und verehrten Familienvaters handelte, haben sich schon seit Monaten im Lande die Gedanken und Hände gerührt, um für all die Liebe und Treue, für all die Wohlthaten und Segnungen seiner langen Herrscherwirksamkeit zu danken, diesen Dank zu einem weithin leuchtenden Denkmal zu gestalten.

Von den tannenumkränzten Höhen des Schwarzwaldes bis zu den lachenden Fluren der Rheinebene, vom Gestade des schwäbischen Meeres, in dem die ragenden Zacken der Alpen sich spiegeln, bis zu den Rebengeländen des Neckars, im einsamen, weltabgeschiedenen Gebirgsdorfe wie im flutenden Leben der Grofsstadt wird dieser Tag mit seiner Freude den Wiederhall wecken, wenn in der Hauptstadt zu einer grofsartigen Huldigungsfeier Zug um Zug zusammeneilt, um dem Grofsherzog persönlich zu danken. Der einfache Landmann und der Gelehrte, der Handwerker und der Fabrikant, der Künstler und der Kaufmann, der Protestant und der Katholik, das Volk der Arbeit und das Volk in Waffen, sie alle werden kommen; denn sie alle haben von der väterlichen Fürsorge, von der Milde und Liebe des edlen Fürsten mannigfache Gunst erfahren. Aber auch über die Grenzen Badens hinaus, überall, wo in Deutschland deutsche Herzen schlagen, wird man an der Festfreude dieses Tages teilnehmen, wird man das Bild des hochgesinnten, selbstlosen, allzeit für Deutschlands Ehre und Einheit schaffenden Fürsten vor Augen haben.

In Gedanken wenigstens werden wir alle übermorgen am Throne des Grofsherzogs erscheinen, heute wollen wir in den stillen Räumen der Schule aussprechen, was die Herzen empfinden. Und mag in den glänzenden Veranstaltungen lauter und leuchtender der Jubel hervorbrechen, dasjenige, was das Echte und Wahre ist an jeder festlichen Teilnahme, die innerliche Liebe und Verehrung für den Gefeierten, wird bei uns nicht geringer sein. Unsere Schule hat besonderen Anlafs zur Dankbarkeit; die herrlichen Räume, in denen das Gymnasium

seit drei Jahren heimisch ist, sind ein sprechendes Denkmal für die Regierung des Grofsherzogs, und wir alle denken mit Freude daran, wie er im vorigen Jahre selbst die Anstalt besuchte, um ihr seinen Segenswunsch zu geben. Etwas von seinem grofsen und freien Geiste möge immer in ihr wirksam sein.

Wie der Grofsherzog in diesen Tagen Rückblick halten mag über die lange Reihe seiner Lebensjahre, auf die Träume der Jugend, das Ringen des Mannesalters, die beglückenden Erntetage der Erfüllung, so mögen auch wir an einigen Momenten dieses inhaltreichen Lebens uns vergegenwärtigen, was es uns gebracht hat, was seine Persönlichkeit für uns bedeutet.

Siebenzig Jahre! Mit Ehrfurcht betrachten wir jeden Greis, der in den Sorgen und Mühen eines engen Berufs ein solches Alter erreicht hat, das nach den Worten des Psalmisten fast das Ende des Lebens bezeichnet; mit Ehrfurcht betrachten wir noch mehr die Männer, die auf ein thatenvolles Leben zurückschauen können, deren Arbeit zum Segen für viele geworden ist. Welch reichen Inhalt umschliefsen für uns die Zahlen bei unserem Grofsherzog, der über 44 Jahre schon mit fester Hand und klarem Blick das Steuer des Staates durch wogende Zeiten gelenkt hat.

Richtung und Antrieb zu seiner Lebensarbeit hat er aus Jugendeindrücken erhalten, die tief seine Seele bewegt haben; aus ihnen erwuchs eine feste Gesinnung, erwuchsen feste Überzeugungen und Grundsätze, die er rastlos in einem Leben voll Pflichterfüllung bethätigt hat. Und wohl mag er mit Freude die Bilder vergleichen, die Baden und Deutschland damals boten, und die Bilder dessen, was später sich entwickelt hat, — mögen auch, wie es der Lauf menschlicher Dinge ist, immer wieder dunkle Wolken über unser öffentliches Leben hinziehn: denn jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben, ihre eigenen Gefahren.

Als der Grofsherzog ein Knabe war, da sah er noch die Veteranen aus napoleonischer Zeit, tapfere Männer, die auf dem Schlachtfelde ihren Fahnen Ruhm erworben hatten; aber der Landesherr hatte sie Napoleon zusenden müssen, um die deutsche Knechtschaft zu verlängern: dafür hatten sie gefochten. Beim Übergange über die Beresina 1812 hatte die badische Reiterei in glänzender Waffenthat die Russen zurückgeschlagen, aber sie hatte sich nur aufgeopfert, um dem letzten Reste der französischen Armee die Rettung zu sichern. Von über 7000 Mann, die mit Napoleon in Rufsland eingezogen waren, kehrten nur 145 in die Heimat zurück, die übrigen waren ein Opfer für fremde Eroberungssucht geworden. Und auch im Jahre 1813 war der Zwang noch so grofs, dafs die Badener gegen die deutschen Stammesgenossen im Felde stehen mufsten, und doch fühlte man am Rhein so gut wie an der Elbe und Oder, dafs es unmöglich sei, die heimische Eigenart, das deutsche Wesen zu behaupten, so lange Napoleon herrsche.

Napoleon wurde gestürzt und verbannt, aber das linke Rheinufer blieb den Franzosen. Da mochte es auch den jungen Prinzen mit Unmut erfüllen, wenn auf den Türmen Strafsburgs die Trikolore wehte, wenn französische Pioniere allsommerlich unter deutschen Augen ihre Schiffsbrücken über den deutschen Strom schlugen — zur Vorübung für den Krieg, damit nur ja niemand vergesse, dafs Strafsburg ein stets geöffnetes Ausfallthor sei, von dem aus französische Scharen jederzeit deutsches Land überschwemmen könnten. Da mochte auch Prinz Friedrich empfinden, wie einst Friedrich der Grofse sang,

Dafs bis in die tiefsten Wellen
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, dafs stets sein Bette
Fremdes Joch ertragen soll (Übers. von H. v. Treitschke).

Dann erlebte der Großherzog das erste starke Aufwallen nationaler Empfindungen, das im ganzen deutschen Volke rege wurde, als die Franzosen wieder begehrlich ihre Hand ausstrecken wollten nach rheinischem Lande, weil ja doch der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei; und das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" klang auch zu den Ohren des jungen Prinzen und bewegte sein Herz. Und einige Jahre später, als er schon zum Jünglinge herangereift war, da fühlte auch er tief die Schmach, daſs die übermütigen Dänen in unsrer deutschen Nordmark deutsches Recht zu knechten, deutsche Sitte und Sprache zu ächten wagten; und auch er fühlte sich zu mannhafter That aufgerufen, als, wie ein Sturmgesang der Nordsee, durch die deutschen Gaue das Lied von „Schleswig-Holstein meerumschlungen" erscholl. Wenn der Prinz an der Seite seines Vaters, des volksfreundlichen Großherzogs Leopold durch das badische Land reiste, da ward ihm wohl unter dem frohen Treiben, dem behaglichen Humor des Volkes; aber sein Nachdenken mögen auch Äuſserungen jener erregten Stimmung geweckt haben, die unter dem Drucke der Staatsmänner Metternich'scher Art nach gesicherter Freiheit verlangte, und jener Stimmung, die das deutsche Volk mit einer Freiheit nach französischer Schablone beglücken und lieber mit Frankreich zur Herstellung einer solchen Freiheit sich verbinden wollte, als etwa mit Preuſsen zur Herstellung einer kraftvollen deutschen Einheit. In seinen nationalen Gefühlen wurde der empfängliche Sinn des Prinzen Friedrich bestärkt, sein politisches Denken reifte, als er in Heidelberg unter andern die hinreiſsend frischen Vorlesungen des geistvollen Ludwig Häusser hörte, der dem Volke die Augen öffnete für die Heldengröſse der Kämpfer der Freiheitskriege, als er später in Bonn die Gedanken Dahlmanns kennen lernte, eines der Göttinger Sieben, der später der Vater der ersten deutschen Reichsverfassung geworden ist, eines der lautersten und ehrlichsten Politiker damaliger Zeit.

Als das Jahr 1848 erschien, da war auch der Prinz Friedrich von der frohen Hoffnung deutscher Patrioten erfüllt, es werde gelingen, mitten in Europa den stolzen Bau deutscher Reichseinheit zu errichten, er begrüſste mit seinem Vater in Frankfurt a. M. den Reichsverweser, der nach 40 Jahren zum erstenmal wieder eine einheitliche Regierung der deutschen Nation darstellte. Aber die Enttäuschungen, die diese hoffnungsfreudigen Jahre gebracht haben, der Prinz muſste sie völlig auskosten. Er wandte sich, wie so manche Badener als Freiwillige gethan hatten, nach Holstein, um die Elbherzogtümer von Dänemark losreiſsen zu helfen; aber als er am Strande der Ostsee eintraf, da war schon der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen. Preuſsen, gedrängt von den drohenden Groſsmächten, hatte sich zu wenig ehrenvollen Bedingungen, zu einer halben Auslieferung der Schleswiger an Dänemark verstanden, und der Prinz muſste heimkehren, ehe er das Schwert für Deutschlands Recht hatte ziehen können. Dann kam die groſse Enttäuschung, welche der Arbeit der besten Männer unsres Volkes in der Nationalversammlung bereitet wurde. Nachdem endlich in der Paulskirche zu Frankfurt der Beschluſs gefaſst war, einen Kaiser zu küren und den Hohenzollern das Erbkaisertum in Deutschland zu übertragen, Österreich aber aus dem engeren Bunde auszuscheiden, da lehnte der Preuſsenkönig es ab, aus den Händen der Abgeordneten des Volkes die Krone anzunehmen; und in der Miſsstimmung und in der Ratlosigkeit, die darauf auch in den maſsvoll gesinnten Kreisen der Nation, auch bei den klugen Männern vorherrschte, kam es in der Pfalz und in Baden zu jener Erhebung, wo politischer Unverstand und ehrliche, aber unklare Schwärmerei von gewissenlosen Volksverführern sich zum Aufruhr treiben lieſsen. Das Leben des Prinzen selbst kam in Gefahr durch meuterische Rotten, als er seinem Vater auf der Flucht aus Karlsruhe folgen muſste. Wie wenig freilich die meisten das Ziel der Bewegung verstanden, dafür wollen wir als Zeugnis

nur das bekannte Wort eines biederen Schwarzwälders anführen: „Wir wollen eine Republik, aber mit dem Grofsherzog an der Spitze.“ Fremde Hilfe mufste die Ruhe im Lande wiederherstellen.

Im neueingerichteten deutschen Bunde wurde es bald recht klar, wie kläglich die Träume des Volkes von Einheit und Macht ins Nichts zerrannen, als Hannibal Fischer die deutsche Flotte meistbietend versteigerte, als die deutsche Flagge wieder von den Meeren verschwand, — sehr höflich; denn bereits drohte ein englischer Staatsmann, sie im Betretungsfalle als Seeräuberflagge zu behandeln.

In Baden starb 1852 Grofsherzog Leopold der Gütige, dem am Ende seines Lebens so viel Herzeleid zu Teil geworden war; an Stelle seines schwerkranken Bruders übernahm Prinz Friedrich zunächst die Regentschaft und vor fast genau 40 Jahren, am 5. September 1856, die grofsherzogliche Würde. Ernst, tiefernst waren die Umstände, als der junge Herrscher die Zügel der Regierung ergriff. In der Verbitterung des Herzens, im Unmut kehrten damals viele der schönen Heimat den Rücken, um jenseit des Oceans ihr Glück zu suchen, die Zahl der Auswanderer wuchs auf das Achtfache der gewöhnlichen Ziffer an. Aber Grofsherzog Friedrich verzagte nicht. Zuerst galt es, dem Lande eine feste Ordnung wiederzuschaffen, den Staat, so zu sagen, neuzubegründen, den Mut und das Vertrauen der Bürger neuzubeleben, Frieden und Versöhnung in den Gemütern zu stiften. Nicht voll Abneigung gegen das Volk, nicht voll Mifstrauen war der Fürst aus der verworrenen Zeit hervorgegangen, wie das wohl bei anderen Männern der Fall war, sondern mit dem Entschlufs, all das Gute, was das Jahr 1848 gewollt, aber nicht gewonnen hatte, allmählich, immer weiter arbeitend, doch zu erreichen, die Ideale der Jugend, auch seiner Jugend, doch ins Leben zu führen, aber zugleich einen Sinn in die Herzen zu pflanzen, dafs die Wiederkehr jener trübverworrenen Zeiten ins Reich der Unmöglichkeit gehöre. In seiner Thätigkeit erinnert er uns vielfach an den Markgrafen Karl Friedrich, dessen freundlich kluges Antlitz noch heute in den braungetäfelten Stuben manches Schwarzwaldhauses dankbar im Bildnis verehrt wird, einen Fürst, der wahrhaft ein Vater und ein Erzieher seines Volkes sein wollte, der erst das Erbe der Väter in unablässiger Arbeit zu einem Musterstaate formte und dann in napoleonischer Zeit das neugeschaffene Grofsherzogtum Baden mit einem festen staatlichen Bande umschlofs. Keine Seite des Lebens war ihm fremd, überall sah er selbst nach dem Rechten, für keine hohe Aufgabe zu klein, für keine kleine zu hoch; ein Fürst für alle, „ein Fürst so ganz ohne Fürstenmiene“. Er selbst legte die Hand an den Pflug, um seine Bauern zu lehren, kein Fortschritt in der Landwirtschaft, den die Zeit machte, entging seinem Auge, und zugleich führte er eifrig die Feder zur wissenschaftlichen Darstellung der Grundsätze der Volkswirtschaft, sorgte nach Kräften für die Kunst und wurde der Neubegründer der Universität Heidelberg. Er verkehrte mit den frommen Protestanten aufs innigste und baute den Katholiken Bethaus und Kirche in seiner Residenz, duldsam auch gegen die Unduldsamkeit. In edler Humanität löste der Freund Klopstocks und Herders dem leibeigenen Bauern die Fesseln, vernichtete die rohen Formen der Justiz und zerbrach die Folter. Zu christlicher Gesittung wollte er sein Volk erziehn, wie er selbst sich Sittensprüche alltäglich vor das Auge hielt. Aber er war keineswegs der Meinung, dafs das Volk nun auch berufen sei, selbst mitzureden und mitzuraten in öffentlichen Angelegenheiten, er verbot vielmehr gelegentlich „alles ohnzeitige Räsonnieren“ über solche Dinge bei strenger Strafe. Nicht immer erfuhr er Freundlichkeiten vom Kaiser, aber als freier deutscher Fürst zu sterben, war sein sehnliches Verlangen, und weinend beklagte er sein Schicksal, das ihn im Rheinbund zum Vasallen Napoleons machte.

Unser Grofsherzog hat es einmal selbst im alten Markgräfler Lande ausgesprochen, wie glücklich er sich fühlte, das Vermächtnis der Liebe und Treue zu ernten, das Karl Friedrich seinen Nachkommen vererbt hat, wie er vielfach ihn als ein hohes Vorbild betrachtete. Auch er kennt das badische Land und Volk wie keiner aufser ihm. Schon in Jugendjahren hat ihn innige Freude an der Natur hinaufgelockt auf die Höhen des Schwarzwaldes, und wo der frische Bergwind die Brust umweht im erquickenden Dufte der Tannen, da hat er in der hehren Einsamkeit auf die Stimmen in der eigenen Brust und die Stimme der Natur gehorcht, wie er noch heute in jugendfrischem Sinne die herrlichen Höhen und Thäler aufsucht. Und so hat er auch das Volk kennen gelernt. Man hat gesagt, er kennt jede Amtsstube und jedes Rathaus im Lande. Aus dem Munde der Bürgermeister und Pfarrer und so vieler andrer kennt er den Zustand jeder Gemeinde. Er ist in der Hütte des Holzhauers droben in den Bergen ebenso bekannt wie im Palaste des Fabrikanten. Er redet mit dem Knechte, der den Pflug führt, ebenso wie mit dem reichen Landbesitzer. Er sucht den notleidenden Arbeiter auf, um selber ein Bild seiner Lebensverhältnisse zu gewinnen. Wenn ihm überall die Herzen des Volkes sich zuwenden, wenn oft aus weiter Ferne die Leute herbeikommen, um doch auch einmal ihren Grofsherzog zu sehen, so ist es nicht in erster Linie die Klugheit des vielerfahrenen Mannes, was sie treibt, sondern der Zauber persönlicher Milde und Herzensgüte. Wenn der Grofsherzog unter sein Volk tritt, so redet er nicht wie zu Unterthanen, sondern wie zu Freunden. Mit dem warmen Blicke seiner Augen öffnet er die Herzen, und auch der Geringste mag aus seinem freundlichen Gespräche es mit sich nehmen, dafs er fremde Not, fremdes Glück fühlt und versteht, dafs hier dem freundlichen Worte die hilfbereite Hand gesellt ist. Denn wie für den Ahnen, so giebt es auch für ihn kein Gebiet des Volkslebens, das nicht seine Förderung erführe.

Auch wer nur flüchtig das schöne Land Baden, diesen Garten Deutschlands, durcheilt, wer die breiten Fluren des Ackerlands in der Ebene, die grünen, durchrieselten Wiesen des Gebirgs, die prächtig gepflegten Waldungen, die reichen Obstbäume, die ihre hohen Wipfel um trauliche Dörfer legen, die lustigen Reben, die um Hügel und Hänge sich schmiegen, die mannigfache Kultur von Handelspflanzen, — wer dies betrachtet, der wird bezeugen, dafs die Arbeit und der Segen der Arbeit im Lande eine Heimstätte gefunden hat. Freilich hat sich der Landmann tapfer zu wehren: nicht blofs von Sonnenschein und Regen hängt der Erfolg seines mühsamen Tagewerks ab; auf dem Markte trifft er auch den Wettbewerb von Ländern, die leichter und reicher die Kornfrucht aus dem Boden gewinnen. Aber dafs der Landmann gegen die Nachwirkungen von Wetterschlag und Wassersnot gesichert wird, dafs die Krankheiten von Pflanzen und Vieh abgewehrt oder richtig bekämpft werden, dafs der Boden immer sorgfältiger ausgenützt, dafs die Erzeugnisse des Bodens immer sorgfältiger behandelt werden, um im grofsen Handel ihren Platz zu finden, dafs aus den allgemeinen Verhältnissen ihm keine besondere Last entsteht, dafür sorgt des Grofsherzogs Regierung in Verbindung mit den landwirtschaftlichen Vereinen und Genossenschaften, die sie ins Leben gerufen hat, in umsichtigster Weise. Anregung, Ermunterung, Förderung übt hier der Grofsherzog vielfach selbst, wenn er die Landesausstellungen besucht oder wenn er sonst mit den Landleuten ins Gespräch kommt. Es liegt ihm recht am Herzen, dafs der beste Betrieb gelehrt und gelernt wird. Denn „alles will gelernt sein, also soll es auch gelehrt werden“ ist ein Wort des Grofsherzogs. Sicherlich nimmt Badens Landwirtschaft eine der höchsten Stufen in Deutschland ein, auf manchen Gebieten überhaupt die erste.

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Die Umwälzungen, welche durch die erweiterte Herrschaft über die Kräfte der Natur sich in unserem Jahrhundert überall im wirtschaftlichen Leben vollzogen, sind in Baden erst unter des Grofsherzogs Regierung recht eingetreten: sie zeigte sich der Aufgabe gewachsen, nach den veränderten Verhältnissen neue, zweckmäfsige Einrichtungen zu schaffen. Als der Grofsherzog den Thron bestieg, durchzog erst die eine Eisenbahn, welche die Rheinebene hinauf eilt, das Land, und sie berührte noch nicht die wichtigste Stadt der Schweizer Grenze, Basel. Welche Menge von Strafsen und Brücken, von Eisenbahnen und Dampfschifflinien sind nicht in dieser Zeit entstanden, um den Verkehr mit den Nachbargebieten zu regeln, um alle Teile des Landes vielfach mit einander zu verbinden und Leben und Thätigkeit, Arbeit und Wohlstand bis hinauf in die Thäler des Gebirgs zu tragen! Keine dieser Leistungen ist mehr bewundert worden als jene Bahn, auf der die Lokomotive an den Thälern des Schwarzwalds zur Höhe emporsteigt, bald kühn über Abgründe brausend, bald im dunkeln Schofse der Felsen verschwindend. Fast verfünffacht hat sich die Länge der Bahnstrecken seit 1852, der Personenverkehr ist fast um das Zwölffache gewachsen. 1852 beförderten die Bahnen im Güterverkehr 171 000 Tonnen, jetzt gegen 9 Millionen. Und auch ein Blick auf den Hafen von Mannheim mag uns den Wechsel der Zeit rasch vergegenwärtigen. Wer ein Bild der friedlichen Mühlau mit Wiesen und Gärten und Wäldchen aus früherer Zeit in die Hand nimmt, wo die Schwarzpappel gezeigt wird, unter der Schiller einst dichtete, wo das Schlöfschen stand, in dem der Bürger bei Kaffee und Bier und gescheitem Gespräch Erholung fand, und es vergleicht mit dem Anblick, den jetzt die ausgedehnten Hafenanlagen bieten, wer die Reihe der Kanäle, wo Mast an Mast sich reiht, wer die Menge der kommenden und gehenden Schiffe betrachtet, wer die lange Reihe von Lagerhäusern und Stapelplätzen durchwandert und erfährt, dafs dies Inselgelände zum schönsten und gröfsten Binnenhafen Deutschlands umgestaltet worden ist, — der wird mit Freude und Staunen gewahren, wie rastlos thätig hier die grofsherzogliche Regierung gewesen ist, dem Bürgerfleifse die Bahnen zu ebnen, dem wachsenden Wohlstande die Stätte zu bereiten. Und wie hier, so ist es andrer Orten. Wir lieben die rauchenden Fabrikschlote nicht, aber wir wissen wohl, dafs in ihrem Dunstkreis eine Unsumme geistiger Arbeit und Erfindungskraft zur Förderung der materiellen Wohlfahrt vereinigt wird. Dafs in dieser Arbeit der Arbeiter selbst nicht Schaden leide, dafs auch er seinen Anteil an Lebensglück erhalte, darüber zu wachen, ist von jeher dem Grofsherzog als eine der vornehmsten Herrscherpflichten erschienen, schon lange ehe das Reich diese Sorge geteilt hat. Mächtig ist das Kunstgewerbe aufgeblüht. Der deutsche Süden kann sich einer besonderen Begabung für die Kunst rühmen: neben der bayrischen und der schwäbischen Hauptstadt tritt nun Karlsruhe auf manchen Gebieten besonders mit glänzenden Leistungen hervor. Und die Kunst, die in den Thälern des Schwarzwalds schon lange Pflege gefunden hat, entwickelt sich reicher und reicher, der Ruf der Kuckucksuhr erzählt überall vom traulichen Leben im alemannischen Bauernhaus. Die Aufgaben der monumentalen Kunst hat der Grofsherzog einst den schaffenden Meistern vorgehalten, als er bei den Entwürfen eines Kaiser-Denkmals sie mahnte, nicht mit dem Prunk umgebender Zuthaten zu wirken, sondern den innern, den geistigen Gehalt grofser Männer und grofser Zeiten schlicht und treu zu verkörpern.

Höher noch, als die vielen äufseren Errungenschaften, haben wir aber die Gesinnung zu preisen, die der Grofsherzog in allen Kreisen des vielgestaltigen Lebens erzogen hat, das vaterländische Gefühl, das für das grofse Ganze zu jedem Opfer, zu Opfern an Gut und an Blut, bereit ist, jenen Bürgersinn, der nicht engherzig blofs für den eigenen Herd sorgt, sondern seine schönste

Freude am Gedeihen der Vaterstadt hat, jene staatstreue Gesinnung, die ebensosehr an der Beseitigung der Mifsstände und an der Besserung und Vervollkommnung des Bestehenden arbeitet, wie sie kampffertig dasteht, um die Ordnung gegen rohe Gewalten des Umsturzes zu verteidigen. Indem er so zur freien, mitschaffenden Arbeit am Staate aufrief, vollendete er im Geiste unsrer Zeit, was sein Vorfahr Karl Friedrich im Geiste des 18. Jahrhunderts gewollt.

Die absolute Monarchie im vorigen Jahrhundert hatte im allgemeinen den Unterthan zur Befolgung ihres Willens gezwungen, damit die Wohlfahrt des Ganzen erreicht werde; sie hatte ihm Vorschriften gegeben, wie er sein Haus bauen, seinen Acker bestellen, wie er sein Gewerbe betreiben solle, ja welche Stoffe er zur Bekleidung benützen dürfe, welche nicht. Es war oft die wohlmeinende Absicht vorhanden, den Unterthan zu leiten und zu erziehen, aber es war unausbleiblich, dafs man es als Härte empfand, wenn so oft der Staat nur als lästiger Steuerforderer oder als aufdringlicher Polizist ins Bürgerhaus trat. Das Volk hatte sich daran gewöhnt, alles von der Regierung zu erwarten, statt selbst auch Hand anzulegen, und dann auf den Racker Staat zu schelten, der immer wieder befahl und forderte und doch nicht brachte, was man gerade sich wünschte. Aber der Bevormundung war das Volk allmählich entwachsen; jedoch gerade, als es gröfsere Freiheit erhielt, dauerte jene mifstrauische Stimmung des Bürgers, die gelegentlich sich soweit verstieg, die Absichten der Regierung zu mifsbilligen, auch wenn man sie nicht kannte. Auch unter des Grofsherzogs Vater hatte dies Mifstrauen nicht zur Ruhe kommen können; jetzt suchte er es mit der Wurzel auszugraben, indem er dem Volke immer mehr Anteil an den Regierungshandlungen gewährte, indem er einen grofsen Gemeinsinn dadurch heranbildete, dafs er ihn befriedigte. Mit Hilfe Lameys führte er die Selbstverwaltung der Kreise ein; unter dem Beistande Stabels traf er die Einrichtung, dafs in der Rechtspflege die Laien herangezogen wurden, dafs er die Rechtssprechung sich öffentlich vor aller Welt vollziehen liefs, zum Beweise, dafs sie das Licht nicht zu scheuen brauche. Ewig denkwürdig bleiben die Worte des Fürsten aus dem Jahre 1860: Ich konnte nicht finden, dafs ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Ich wollte nicht trennen, was zusammengehört und sich wechselseitig ergänzt — Fürst und Volk, unauflöslich geeint unter dem schützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfassung.

Aber es bleibt der Fürst der Hüter des Rechts und der Ordnung. Gerade weil in unserer Zeit so viele, von dem Schlagwort Freiheit und Gleichheit verführt, es verkennen, was Freiheit ist und wie sie wirkt, so betont er es in seinen Reden wieder und wieder, dafs nur der die Freiheit verdient, wer die Pflichten der Freiheit erfüllt, dafs nur der die wahre Freiheit besitzt, wer sich freiwillig an die Gesetze bindet, wer in selbstloser Hingabe für das grofse Ganze, für Gemeinde und Staat, arbeitet, von denen er die Güter seines Lebens empfängt. Darum ruft der Grofsherzog seinem Volke zu: Freiheit ist Ordnung, Freiheit ist undenkbar ohne Selbstlosigkeit; und darum hat er die Armee die Schule des Volkes genannt, weil hier jeder unmittelbar empfindet, welchen Schutz und welche Macht ihm der grofse Heerkörper verleiht, weil hier jeder in Reih und Glied es merkt, dafs nur durch festen Gehorsam Grofses zu erreichen ist. Aber nicht den knechtischen, blinden Gehorsam fordert er, sondern jenen Gehorsam des freien Mannes, der willig sich fügt, weil er weifs, dafs in der Stunde der Gefahr nichts schlimmer ist als zuchtloser Eigenwille. Dieser Gehorsam soll herrschen in Familie und Schule, in Gemeinde und Staat, dieser Gehorsam ist der Grundpfeiler aller Ordnung und aller dauernden Freiheit. Mit diesem Gehorsam besteht sehr wohl die Tapferkeit, welche wohl Gottesfurcht kennt, aber keine Menschenfurcht, welche ebenso unerschrocken auf dem Schlacht-

felde dem Feinde die Brust entgegenstellt, wie daheim für die feste Überzeugung mutig kämpft. Aber es soll der Gehorsam auch verbunden sein mit der Liebe, der Kraft, die auch das Schwerste überwindet, der Nächstenliebe, die sich in der Unterstützung der Kameraden, in der freien Hilfe des Bürgers, in der Opferwilligkeit des Patriotismus zeigt. „Die Ehre des Mannes sei, dem Vaterlande zu dienen und dafür alles dahinzugeben.“ Weil also dem Grofsherzog die Bildung von Herz und Geist die Hauptsache bleibt, der Kern, aus dem alles irdische Glück herauswächst, darum ist er alle Zeit ein treuer Freund der Schule gewesen, damit sie sei „eine reiche Quelle wahrer Bildung, echter Frömmigkeit, zuchtvoller Sitte“.

Die Schule im armen Dorf weifs ebenso von der Fürsorge des Grofsherzogs zu erzählen wie der stolze Bau unseres Gymnasiums. Wie sticht schon solche äufsere Ausstattung von der ärmlichen Kümmerlichkeit andrer Zeiten und andrer Völker ab. Und wenn wir nur auf die Stimmen aus dem Ausland hören wollten, so hätten wir vielen Grund zur Überhebung. Einmal wurden die grofsen Siege auf den Schlachtfeldern der Wirksamkeit des deutschen Schulmeisters zugeschrieben, und wieder sucht man für die Überlegenheit, die der Deutsche auf dem Weltmarkte immer mehr zeigt, den Anlafs gerade in unsrer gediegenen Schulbildung. Aber es geziemt sich, diesen Stimmen gegenüber Bescheidenheit zu bewahren, und wir freuen uns, dafs rastlos weiter gearbeitet wird, um unsere Volksbildung, die auf der sicheren Grundlage der Volksschulen beruht, vor mancherlei Gefahren zu bewahren und sie weiter zu heben. Wir dürfen es besonders rühmen, dafs bei uns auf der gleichen Schulbank die Kinder der verschiedenen Konfessionen zusammensitzen; denn wir wollen es gern hoffen und wünschen, dafs der Zwiespalt der religiösen Bekenntnisse, der so vielfach das deutsche Leben verbittert und in seiner Entwickelung gehemmt hat, seinen Weg minder finde in die kindlichen Herzen, die in guter Kameradschaft einander zuneigen.

Rastlose Arbeit ist der Charakter unsrer Zeit; immer mehr Gebiete zieht der grofse Weltverkehr in seinen Kreis, immer mehr erschliefsen sich die Geheimnisse der Naturgesetze der vorwärtsdringenden Forschung, zu neuer Vorstellungsweise mufs sich das menschliche Denken bequemen, epochemachende Entdeckungen und Erfindungen lösen sich in rascher Folge ab. Diesem Wandel der Zeiten mufs auch die Schule folgen, sie mufs die Jugend mit den grofsen Errungenschaften der gegenwärtigen Naturwissenschaft bekannt machen, sie soll sie befähigen, die gefundenen Gesetze zu verstehen und die angewendeten Methoden in ihrem Sinne und ihrer Tragweite zu begreifen, sie soll sie in den Stand setzen, rascher in diese Kreise der Arbeit, des Handels, der Technik und Industrie einzutreten. Danach ist der Unterricht der bestehenden Anstalten zum Teil geändert und eine Reihe von Schulen begründet worden, die neu auftretenden Bedürfnissen entsprechen sollten. Wer die badischen Schulpläne der letzten Jahrzehnte durchmustert, wird das rastlose Bemühen erkennen, der Zeit zu folgen, wird auch erkennen, dafs auf manchen Wegen Baden den andern Staaten vorausgeschritten ist. Aber es wäre sehr verkehrt, wegen der grofsen Fortschritte unseres Naturerkennens den Zusammenhang mit der grofsen Vergangenheit abzubrechen, der seine Pflege in den humanistischen Gymnasien findet. Es ist bekannt, wie viel persönliches Interesse der Grofsherzog gerade an unsern Anstalten nimmt, wie gern er, in früheren Jahren zumal, bei Schlufsprüfungen erschien, um über den Gang und die Ergebnisse des Unterrichts ein Bild zu gewinnen, wie er die eigenen Söhne in der Studienweise der Gymnasien erziehen liefs. Denn er liebt jenen Adel freier menschlicher Bildung, die zuerst in Hellas eine Stätte fand, das Licht einer wahrhaft freien Wissenschaft, das dort sich zuerst entzündete, die edle Humanität und den hohen Idealismus

der griechischen Denker, die immer wieder zu ähnlichem Denken ihre Schüler und Freunde geführt haben. Er schätzt die unvergängliche Schönheit der griechischen Kunst, deren Betrachtung gerade dem Deutschen so förderlich ist, dem es oft schwer wird, den überquellenden Reichtum seines Innern durch schöne Form zu bändigen oder dem gesammelten Stoffe seines Wissens die klare Ordnung zu geben. Gerade aus einem lebhaften Verständnis für die Bedeutung der hellenischen Gedanken und Formen ist in der Schulorganisation, die der Regierung unseres Grofsherzogs ihr Entstehen verdankt, das Griechische in sein Recht eingesetzt worden. Die Kenntnis fremden Lebens strömt uns am stärksten aus lebendiger Anschauung zu; des Grofsherzogs hochherzige Fürsorge hat sich eben darin bewiesen, dafs wiederholt eine Anzahl badischer Philologen auf grofsartig angelegten Studienreisen in die Länder der alten Geschichte und an die Stätten der klassischen Kunst gesendet worden sind. Kein andrer Staat leistet in dieser Hinsicht auch nur entfernt Ähnliches wie das kleine Baden. Diese weitsichtige Denkweise bethätigt sich auch in der Einrichtung, dafs die neuphilologischen Lehrer Unterstützung für Reisen nach Frankreich und England erhalten, um dort die lebendige Fülle der fremden Sprachen mit dem Ohr aufzunehmen und die Art des fremden Volkstums in Gegenwart und Vergangenheit aus unmittelbarer Anschauung zu erkennen. Aber allerdings sollen wir uns nicht in die Vergangenheit vertiefen, um der Gegenwart fremd zu werden, nicht in der Fremde heimisch werden, um der Heimat Ehre und Gröfse zu verkennen. Sondern all diese Arbeit soll am Ende dahin führen, das Leben unsrer Zeit und unsres Volkes tiefer zu fassen, an ihren Aufgaben mit ganzer Kraft mitzuwirken. Die Pforten der Schule sollen sich nicht ängstlich gegen das frische Wehen des Zeitgeistes verschliefsen, alles Wirksame, Lebendige, Gesunde soll in ihr seine Pflege finden. Unzählige Male hat unser Grofsherzog es ausgesprochen, dafs die Schule innig bekannt machen soll mit der Heimat, ihrer Geschichte, ihren Denkmälern, ihren grofsen Männern, mit den herrlichen Schöpfungen deutschen Geistes. Daran soll sich entzünden jene begeisterte Liebe, die mit arbeiten will zu des Vaterlandes Herrlichkeit, mit streiten will für seine Ehre und sein Recht, die auch in fernen Ländern des deutschen Namens Würde verteidigen und verkünden will. Diese Liebe ist verknüpft mit dankbarer Ehrfurcht für die Ahnen, deren Werk sie wahren und weiter fortführen will.

In der Schule hat der Staat eine Arbeit übernommen, die früher der Kirche und ihren Geistlichen zufiel. Aber der Grofsherzog sagt es uns wieder und wieder: Die Gottesordnung soll in Schule und Staat herrschen; die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Aus der Tiefe seines Herzens ruft er oft selbst das Wort der Liebe in den Streit der Parteien, einer Liebe, die aus lebendigem Gottesglauben ihre beste Kraft schöpft. Manch Gotteshaus hat er errichten helfen, und manche Glocke, die über das Land hinruft zu frommer Andacht, die Frieden und Liebe und Eintracht predigt, spricht es in seinem Namen. In diesem gottergebenen Sinn stimmt der Grofsherzog zusammen mit seiner hohen Gemahlin. Als er im Jahre 1855 mit der Prinzessin Luise von Preufsen den Bund fürs Leben geschlossen hatte, da sprach er bei der Eröffnung des Landtags: Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheifst, wird auch meinem Volke zum Segen gereichen. Selten ist ein Wort so zur Wahrheit geworden wie dieses. Sie ist des Grofsherzogs treue Genossin in Leid und in Freud, in jeder segensreichen Arbeit gewesen, sie hat für das trauliche Zusammensein der Familie gesorgt, in der der Grofsherzog Ruhe von quälenden Sorgen, die gemütwärmende Liebe und die immer quellende Kraft zu schaffensfreudigem Thun, die verständnisvollste Teilnahme an dem schweren Herrscherberufe fand. Denn, eine Samariterin auf dem Throne, ist sie nicht müde geworden, Werke der Barm-

herzigkeit zu üben. Sie erkannte den schönsten Frauenberuf darin, die Schmerzen mit lindernder Hand zu stillen, für die Notleidenden zu sorgen. Wo es gilt, die Kranken zu pflegen, die Armut zu lindern, Thränen der Waisen zu trocknen, Irrende zurechtzuleiten, Verirrte auf den guten Weg zurückzuführen, ein rechtes Familienleben vorzubereiten, wo es gilt, für die Erziehung weiblicher Jugend zu sorgen, überall steht sie voran, helfend und ordnend. Ihre fürstliche Gabe bewährte sie in der Organisation solcher Vereine, die zu frommen und erziehenden Werken sich um sie scharten. Kaum ein Dorf, wo nicht die Arbeit des Frauenvereins segensreich schafft. Wie viele Krankenhäuser, wie viele Stiftungen tragen nicht ihren Namen. Und oft erfahren es nur die Notleidenden einer Stadt, dafs sie dagewesen ist. 'Kronen schützen nicht vor Thränen, aber sie verbergen sie', hat einst die Grofsherzogin aus beklommenem Herzen gesprochen. Und es sind auch für sie Leiden und Verluste gekommen, bange Sorgen um die Ihren und herbe Klage um die Hingeschiedenen. Erschreckend rasch folgten die Schicksalsschläge in jenem Frühjahr 1888, als das fürstliche Paar an das Krankenlager des geliebten Bruders über die Alpen eilte und zurückkehren mufste an die Bahre, darauf ihres Sohnes Leiche lag, den sie blühend verlassen, und von da an das Sterbebett des teuren Vaters, des Kaisers. Aber diese Tage der Leiden haben auch etwas Stärkendes, etwas Erhebendes gehabt. Denn in allen trüben Tagen der Trauer ist unserm Grofsherzoglichen Paare die treue Anhänglichkeit und die innige Liebe des Volkes zur Seite gestanden, um das mitzutragen, was dem angestammten Herrscherhause zu tragen beschieden war. Als der Todesengel über dem Krankenbette des verehrten Fürsten selbst zu schweben schien, da lauschte angstvoll ein ganzes Volk nach jedem Atemzuge des Leidenden. In solchen Stunden wurde recht offenbar, welch reicher Schatz von Liebe und Dankbarkeit in allen Herzen verborgen war. Da hiefs es wahrhaft Liebe um Liebe, Treue um Treue. So bewahrt das badische Volk das Bild seines edlen Herrscherpaares in inniger Verehrung im Herzen, aber des Fürsten Name ist auch tief eingegraben in die Tafeln der gesamten deutschen Geschichte.

Zu Heidelberg war es einst, bei dem Festmahle der Universität, wo der Kaiser Friedrich, damals der Kronprinz des Deutschen Reichs, unseren Fürsten als Vorkämpfer deutscher Einheit feierte, als die Verkörperung der nationalen Gedanken, welche zu dieser Einigung hinleiteten. Und tiefbewegt erzählte er der Versammlung, wie er mit dem Grofsherzog in den Tagen der Jugendfreundschaft den Traum von Deutschlands Einheit in ihrer Hoffnung gehegt. Aus dem jugendlichen Sinnen und Sehnen nahmen die beiden fürstlichen Freunde den festen Vorsatz mit ins fernere Leben, diesen Traum doch noch ins Licht der Wirklichkeit zu führen, und in diesem Streben blieben sie treu verbunden, zumal unser Grofsherzog des Freundes Schwester zur Gemahlin gewann. Unablässig hat er nun die Wege zu einer Neugestaltung Deutschlands geebnet, die Gemüter dafür vorbereitet und wiederholt im badischen Landtag es ausgesprochen, dafs er unausgesetzt die Bahnen verfolge, welche Deutschlands Kraft und Einigkeit fördern.

Er feierte mit dem Volke 1859 den Geburtstag Schillers und nährte die Hoffnung, dafs das Volk der Denker und Dichter sich auch noch als ein Volk von politischer Thatkraft beweisen und seine Einigung finden werde, er ehrte den greisen Dichter aus den Befreiungskriegen E. M. Arndt, der zuerst die immer noch offene Frage gestellt: Was ist des Deutschen Vaterland? Er befestigte durch eine Stiftung das Andenken an den Philosophen Fichte, der nach den Tagen des Weltbürgertums in den Zeiten der napoleonischen Bedrängnis die Deutschen durch seine gewaltigen Reden zu starkem Nationalgefühle ermahnt hatte. Und als 1861 die Kehler Rheinbrücke eingeweiht war, da liefs er eine mächtige deutsche Fahne herabflattern und den Reichsadler in das Portal einmeifseln, als wollte er ihm sagen: Flieg, deutscher Aar, im

wälschen Lande findest du die Kaiserkrone. Aber freilich mit dem blofsen Singen und Sagen von Deutschland war es nicht gethan, und in England spottete man über die sonderbaren Menschen, die von Zeit zu Zeit aus allen Gauen sich versammelten, um die Wette sängen und schössen und turnten und bei Bier und Wein von einem nebulosen Dinge, genannt Vaterland, sängen. Da war nur zu helfen durch politische That, und diese konnte wirksam nur von einer der deutschen Grofsmächte ausgehen. In dem Prinzregenten von Preufsen, dem Vater seiner Gemahlin, erkannte der Grofsherzog frühe den Mann dieser rettenden That, und seitdem neigte er zu der Ansicht, dafs ein engerer deutscher Bund, mit Ausschlufs Östreichs, zu bilden sei, in dem Preufsen die Heeresleitung übernehmen solle und in dem einer Vertretung des Volkes ihr Recht gegeben werde. Wir können hier nicht verweilen bei den einzelnen Projekten zur Reform des Bundes, wie sie damals auftauchten, auch nicht bei dem Frankfurter Fürstentag 1863, wo der Grofsherzog klar und entschlossen den Vorschlägen Östreichs entgegentrat, die dem deutschen Volke, wie man richtig gesagt hat, einen Stein boten statt Brot. Nach dem Jahre 1866 schlofs der Grofsherzog rasch ein Bündnis mit Preufsen, und er drängte zum Anschlufs an den Norddeutschen Bund. In ernster Arbeit, sagte er, streben wir nach einem grofsen Ziele: nach einem im Innern freien und kräftigen Staatsleben, ergänzt und getragen durch die innige nationale Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten. Als der Krieg mit Frankreich 1870 kam, lange erwartet, da fand er den Grofsherzog mit Volk und Heer in voller Bereitschaft. Umsonst kam der französische Lockruf, man rüste gegen Preufsen, um die Bevölkerungen, welche die grofse germanische Nationalität ausmachen, selbständig und unabhängig zu erhalten; man wollte keine Libertät von Frankreichs Gnaden. Umsonst war die Drohung, man werde wieder Melacs Mordscharen über das blühende badische Land senden, wieder die Brandfackel schleudern in die Pfalz; in unübersehbaren Scharen überschritten die deutschen Truppen den Rhein, geführt von unserm Fritz. Aber es waren doch bange Stunden vor der Entscheidung. Wie gespannt lauschten die Leute auf den Vorbergen des Schwarzwalds, als drüben im Elsafs Kanonendonner erscholl, wie glücklich rief man sich die Entdeckung zu, auf einem Berge wimmele es auf einmal von funkelnden deutschen Helmen. Das mufste ein Sieg sein! Und es war ein Sieg, ein blutiger, aber ein herrlicher Sieg, der von Wörth. Da versammelten sich vor dem Karlsruher Schlosse Fürst und Volk und aus der erlösten Brust erhob sich zum Himmel das Lied: Nun danket alle Gott. Dann mufste Strafsburg sich den badischen und preufsischen Truppen ergeben, und der Zähringer Herzog zog an der Spitze der Deutschen zu dem ehrwürdigen Münster Erwins von Steinbach, als Angebinde konnte er dem neuen Kaiser die Schlüssel des alten Ausfallthores überreichen. Auch ferner bewiesen die badischen Regimenter, dafs sie das Vertrauen, das der Grofsherzog in sie gesetzt hatte, vollauf verdienten; sie bewiesen es in der glänzenden Waffenthat von Nuits, sie bewiesen es in dem heldenmütigen Kampfe mit weitüberlegenen Scharen an der Lisaine, wo sie drei Tage in Eis und Schnee stehend ihre Reihen geschlossen festhielten, dafs kein Feind hindurchbreche zum Boden der Heimat. Welch ein Moment, als auf der Strafse vor Vesoul ein badischer Dragoner einem heransprengenden preufsischen Husaren begegnete, der ihm die Meldung brachte: Ein preufsisches Heer ist im Anzug, jetzt jagen wir gemeinschaftlich den Feind nach Süden, in die Gefangenschaft oder über die Schweizer Grenze. Der Zwiespalt der deutschen Stämme war verschwunden vor dem schönen Wetteifer treuer Kameraden im gemeinsamen Volkskriege, vor dem frohen Gefühl starker Waffenbrüderschaft. Da war die Zeit der Reife für das deutsche Reich gekommen. Und so kam der 18. Januar 1871, wo im Schlosse zu Versailles das deutsche Kaisertum wiedererstand, so glänzend, wie es in den Tagen der Staufer gewesen.

Da hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm in sein Tagebuch bemerkt: 'Jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei: wir danken dies wesentlich dem Grofsherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen'. Darum war mit Recht Friedrich von Baden der fürstliche Herold des neuen Deutschlands, er, der dem Kaiser aus Hohenzollernstamm den ersten Heilruf erhob.

Aber nicht blofs Worte hatte der Grofsherzog für das Kaisertum, er nahm aus seiner Krone die glänzendsten Edelsteine und schmückte damit die kaiserliche; er verzichtete auf die Militärhoheit im eigenen Lande, und da es leider nicht möglich war, dafs die badischen Truppen von kaiserlich deutschen Heerführern kommandiert wurden, so übergab er sie dem deutschen Kaiser als König von Preufsen. Mit Recht sagte damals die Adresse des badischen Landtags: „Als es galt, das Einigungswerk Deutschlands zu vollenden, da war Ew. Kgl. Hoheit der Erste, um das Wort der Treue gegen Deutschland mit Verleugnung jedes Sonderinteresses einzulösen. — Das badische, — das deutsche Volk weifs es, dafs unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, mehr von treuer Liebe zum Vaterland beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt und ihren Aufbau befördert und vollzogen hat, als Badens Fürst.“

Fort und fort hat unser Grofsherzog treu zu Kaiser und Reich gestanden, als thatkräftiger Helfer und weiser Berater baute er mit am Werke Kaiser Wilhelms I., 1877 übernahm er die fünfte Armeeinspektion, die ihn auch zur Besichtigung der Truppen ins Elsafs führte. Die Alemannen jenseit des Rheines jubelten dem Grofsherzog bald ebenso zu wie die Alemannen seines eigenen Landes, seine schlichte Fürstengröfse und sein herzgewinnender Blick und Mund gewannen ihm die Gemüter auch im langentfremdeten Volkstum der Elsässer und trugen dazu bei, sie günstiger für unser Reich zu stimmen. Welch herrliche Tage waren es doch, wenn Kaiser Wilhelm allsommerlich bei Kindern und Enkeln auf dem Lieblingssitze des grofsherzoglichen Paares, der wogenumspülten Mainau, zur Erholung Einkehr hielt, wenn die hohen fürstlichen Gestalten unter den ragenden Laubgängen der Linden in traulichem Zwiegespräch wandelten, indes die Wellen ihr melodisches Lied rauschten, und dann Männer und Frauen aus der Stadt und dem Heer erschienen, um in Trachten des Mittelalters gekleidet ihre Huldigungen darzubringen. Wie war es dann, als ob die herrlichen Gestalten der Zeiten Barbarossas, die einst wie bunte Schatten über die Erde gezogen, wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit ans Licht emportauchten, um den Hohenzollernkaiser zu begrüfsen, um ihm die Segenswünsche heiliger Vorzeiten zu bringen.

Als wir 1888 an der Bahre zweier Kaiser standen, des greisen Wilhelm und seines edlen, heldenhaften Sohnes, als bange Sorge die Herzen beschleichen wollte, ob das kaiserliche Scepter auch in der Hand des jugendlichen Nachfolgers sicher ruhen würde, als vom Auslande lauernde Neugier über die Grenze schaute, ob sie sich nicht lockern würde, die deutsche Einheit, da sammelten sich auf des Grofsherzogs Ruf die deutschen Fürsten um den jungen Kaiser in Berlin und zeigten in Erz gewappnet die deutsche Einheit. Oft sprach er unter den treuen Männern der Kriegervereine: Baden und Deutschland, halten wir das zusammen, darin liegt unsere Zukunft.

Den getreuen Eckart nennt den Grofsherzog schon lange das deutsche Volk. Wenn nächtige Wolken am deutschen Himmel empordrohen, wenn das wütende Heer der Leidenschaften, des Stammhaders, des Parteigeistes, der Eigensucht, des Hasses und Neides heranbraust, dann steht er, der treue Warner, und ruft: „Schliefst eure Häuser und Herzen! Lafst

nicht ein die wilden Störer des Friedens, lafst euer Herz nicht verführen und vergiften, wahret die Zucht des deutschen Hauses, die Ordnung des Staates, die Eintracht des Vaterlandes!“ Man erzählt, dafs der Grofsherzog einst in unruhigem Ringen um einen Entschlufs in den Karlsruher Schlofsgarten gegangen und dort stehen geblieben sei vor dem Denkmal P. Hebels. Da las er die Worte:

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's annegoht,
Halt still und frog di G'wisse z'erscht,
's cha dütsch, Gottlob, und folg sim Roth.

Jetzt war des Grofsherzogs Entschlufs gefunden; und so folgt er immer der deutlichen Sprache des deutschen Gewissens. Ja, er erscheint uns fast als die Verkörperung des deutschen Gewissens. Und wenn einmal sein Denkmal in Erz oder Stein sich erhebt, und Sorge um deutsche Einigkeit aufs neue kommen sollte, so wird man immer fragen: Wie würde Friedrich von Baden denken? der Edle, der Treue, der Deutsche!

Wir aber freuen uns noch seiner, der mit jungem Herzen und voll froher Hoffnung in die Zukunft blickt, und vereinen uns mit den Wünschen, die in diesen Tagen aus tausend, tausend Herzen für ihn zu Gott emporsteigen.

Lang leuchte noch des Himmels gnädige Sonne über seinem teuren Haupte! Von solchen Wünschen und Gefühlen durchdrungen, erheben wir uns zu dem Rufe:

Unser allergnädigster Landesherr, unser allergeliebtester Fürst, Se. Königliche Hoheit Grofsherzog Friedrich von Baden, er lebe hoch!

Gedicht,

verfafst von dem Prediger der reformierten Gemeinde in Leipzig, Herrn D. Dr. **Mehlhorn** (der während einer Reihe von Jahren protest. Religionslehrer am Heidelberger Gymnasium war) und bei der gleichen Feier vorgetragen von einem Schüler der obersten Klasse.

Nun steig' aus dem Lied, das ein heimischer Mann
In sonniger Jugend gesungen,
Und reite, Trompeter, durch Thal und durch Tann,
Von jubelnden Tönen umklungen!
Weck' auf die Getreu'n von des Maines Flut
Bis hin zu des Seees Gestaden,
Dafs sie schwingen den grünumrankten Hut
Zu dem Ruf: Heil Friedrich von Baden!

Was schimmert dort feucht unterm Brauenpaar
Des leise zitternden Alten?
Ich mein', er hat's doch im „tollen Jahr“
Mit den Freiheitsstürmern gehalten?
Doch Du hast Frieden dem Volke gebracht,
Den Groll entwaffnet mit Gnaden,
Ob Recht und Freiheit in Treuen gewacht:
Drum Heil Dir, Friedrich von Baden!

Was glänzt dort so licht der Begeisterung Strahl
Auf des Mannes bräunlichen Wangen?
Er gedenket des Kampfs im Lisaine-Thal,
Und wie fürstlichen Dank er empfangen;
Er gedenket des Tags, da ins fränkische Schlofs
Des Heeres Häupter geladen,
Da des neuen Reiches Scepter entsprofs —
Und er jauchzt: Heil Friedrich von Baden!

Ach, wie viele der Helden schon stiegen ins Grab,
Die den ehernen Reigen gelenket!
Auch den grofsen Schweiger hat man hinab
Ins Schweigen des Todes gesenket.
Zwei deutsche Kaiser, Dein blühender Sohn
Entführt auf stygischen Pfaden:
Doch wir scharen um Deinen umflorten Thron
Uns enger nur, Friedrich von Baden

Still sinnet das Weib, an den Gatten geschmiegt:
Fast hätt' ihn der Krieg ihr verschlungen;
Doch barmherzige Liebe hat herrlich gesiegt,
Sie hat ihn dem Tode entrungen.
Denn es hält unermüdlich fürsorgende Schau,
Wo Wunde und Thräne noch fliefse,
Eine hohe, milde, gesegnete Frau:
Heil Badens Fürstin Luise!

Jetzt brauset ein Ruf vielstimmig und hell
Aus frischem, fröhlichem Munde:
Wir, Badens Jugend, sind alle zur Stell'
Und reichen die Hand uns zum Bunde.
Wir sind ja die Erben, die Zukunft wir,
Wir ernten vieljährige Saaten;
Nie wankende Treue geloben wir Dir:
Heil, Heil Dir, Friedrich von Baden!

Ein freies Volk und ein frommes zugleich,
So wollen wir vorwärts schreiten,
Die Rheinwacht halten fürs deutsche Reich
Und den inneren Frieden bereiten.
Aufs silberne Haar den goldenen Kranz
Noch setze der Herr Dir in Gnaden;
Neu prangt dann die Losung in festlichem Glanz:
Heil, Heil Dir, Friedrich von Baden!

Gedicht,

verfafst von Herrn Stadtpfarrer **Ad. Schmitthenner** in Heidelberg und vorgetragen von einem Quintaner.

(Zu der Büste des Grofsherzogs gewandt.)

Lieber Grofsherzog, wir kommen
Freudevoll zu Dir gesprungen,
Mitten durch die grofsen Herren
Schlüpfen wir Quintanerjungen.

Lieber Grofsherzog, wir kommen
Mit viel tausend, tausend Grüfsen.
Schau auf uns! Du magst noch lange
Grofser Leute Reden büfsen.

Gelt, Du schaust auf uns hernieder
Mit den grofsen, blauen Augen!
Gute Bad'ner sind wir alle,
Wenn wir sonst auch nicht viel taugen

Lieber Grofsherzog, sie hatten
Dich einmal bei uns gefangen.
Weifst du noch, wie Du in unser
Schönes, neues Haus gegangen?

Ich war freilich noch nicht drinnen;
Doch Du hast vielleicht gesehen
An des Ludwigsplatzes Ecke
Mich in dem Spaliere stehen.

Volksschulbüblein war ich damals,
Aber jetzt bin ich Quintaner!
Auf der zweiten Stufe steh' ich
Zum erhabenen Primaner!

Wir versprechen es, wir wollen
Auch einmal Dir Freude machen.
Freilich, sähst du manche Hefte,
Dann verginge Dir das Lachen.

Ich, ich will Prorektor werden,
Generale die Kam'raden.
Keiner ist in unsrer Klasse,
Der nicht Grofses schafft für Baden.

(Zu den Zuhörern:)

Doch in Sexta — sagt's nicht weiter,
Im Vertrauen sollt ihr's hören —
Giebt es manche, die nicht höher
Als auf Zuckerbäcker schwören.

Sind halt kleine, dumme Buben!
Müfst es ihnen nicht verübeln!
Wenn die Sexta sie nicht bessert,
Wird die Quinta sie schon zwiebeln.

(Wieder zu der Büste:)

Lieber Grofsherzog, leb' wohl jetzt!
Wollen treu Dich lieb behalten! —
Kommst Du wieder, bin ich klüger;
Doch im Herzen steht's beim Alten!



Ad Ciceronis de re publica libros adnotationes.

Scripsit

Samuel Brandt.

Ciceronis de re publica librorum sospitatorem Angelum Maium iure propterea esse appellandum ut omnes consentiunt, quod magnas partes illius operis iam inter extincta antiquitatis monumenta deplorati in palimpsesto Vaticano obrutas obscuratasque uix minus sua sagacitate ductus quam felici casu adiutus in lucem reuocauit, ita illo nomine ob eam quoque causam dignus uidetur, quod, ut taceam de reliquiis illorum librorum apud ueteres scriptores palam propositis, ipse amplissima lectione et diligentissime et acutissime indagabat, quae apud eos scriptores subessent uestigia operis Tulliani, et tanta instructus materia pristinam eius formam prudenter restituebat. Quam strenue Maius hanc in partem exsecutus esset officium suum, ego tum accuratius cognoui, cum quemadmodum Lactantius illos Ciceronis libros in usum suum conuertisset, quaererem. Nam cum Lactantius saepe nominet libros de re publica et multa ex iis hauserit, existimabam fieri posse, ut coniectura et cogitatione reperirem apud illum eos locos, qui cum nomen uel Ciceronis uel librorum illorum non prae se ferrent, nihilo minus ex eo fonte deriuati essent. Sat multa conscripseram ex toto Lactantio: sed cum conferrem cum iis, quae Maius ex eo asciscit, spes mea ualde concidit. Ne plura: homini, ut libere dicam, subirascebar paene, quod exiguum spicilegium reliquisset post se quaerenti. Sed quoniam ipse loco quodam monuit[1]), ut pergerent alii inuestigare Tullii apud Lactantium reliquias, me ea saltem hic proferre posse putabam, quae noua obseruassem ad totum illud genus pertinentia. Sunt inter haec et leuiora quaedam: sed Maius ipse ne minima quidem spreuit.

Sed antequam adgrediar rem propositam, quod iam alio loco attigi, hic plenius demonstrare mihi liceat, quid utilitatis ad uerba Ciceronis rectius constituenda ex optimis Lactantii codicibus, in quibus editio mea huius scriptoris (Vindobonae I 1890, II fascic. I 1893) posita est, redundet. Unus eius generis locus est Lact. Inst. VI 8, 8, ubi in fragmento libri III de re publ. (= III 22, 33) antea legebatur 'nec uero aut per senatum aut per populum solui hac lege possumus, neque est quaerendus explanator aut interpres eius alius', nunc autem codice H (*interpres. extusaelius*; cod. B m. 1 *interpres alius*, m. 2 itemque P m. 1 et V *interpres aelius*, R *interpres laelius*) 'interpres Sextus Aelius' praebetur: fortasse tamen post uocem 'interpres' genetiuus 'eius' excidit. Quod autem Sex. Aelius 'iuris ciuilis omnium peritissimus', ut ait Cicero in Bruto, a Laelio, cuius illa uerba sunt, hac potissimum in sententia inducitur, id cur factum

1) Edit. Stuttg. et Tubing. 1822 p. 271. Hac prima Maii editione in locis adferendis utor, alteram (Classic. auctorum tom. I Romae 1828), sicubi discrepat ab illa, nominabo.

sit, eo magis apparet, quod Laelius iam antea, de re publ. I 18, 30, illum amicum suum eiusque in iure prudentiam summis laudibus extulerat. Eiusdem enuntiati in initio cum codicibus nostris 'derogari aliquid ex hac' scribendum est, non 'derogari ex hac aliquid'. — Altero loco, Lact. Inst. V 14, 3, non ipsa Ciceronis quidem uerba codicibus illis Lactantii corriguntur, sed uersus Lucilii, quo apud Ciceronem L. Furius famosissimas illas orationes a Carneade pro iustitia et contra eam habitas referens erat usus: '‿ ‿ ‿ ‿ non Carneaden si ipsum Orcus remittat'. Hanc enim formam uersus, quam continent codices RHV (nisi quod H *carneadem* habet), etiam a Baehrensio (Fragm. poet. Rom. p. 145 fragm. 38), qui de hoc loco per litteras nos adierat, receptam uulgatae huic '‿ ‿ ‿ nec si Carneaden ipsum Orcus remittat' (sic L. Muellerus, Lucil. lib. I fragm. X), cuius testes sunt codices BSP (in S tamen *carneadē* est), et ratione auctoritatis horum codicum habita et propterea praeferimus, quia positio uerborum 'non Carneaden si' ut minus usitata quam altera illa 'nec si Carneaden' maiorem fidem habet ueritatis. Neque latet causa mutationis. Nam cum antecedant apud Lactantium uerba '... Lucilii, apud quem disserens Neptunus de re difficillima ostendit non posse id explicari', interpolator pro 'non' scribens 'nec', quam particulam sensu maxime posterioribus aetatibus usitato idem quod 'ne — quidem' significare uolebat, uim sententiae acuere studuit. — In fragmento, quod est Lact. Inst. V 16, 5—7 (= de re publ. III 19, 29), edi solebat 'utrumne profitebitur fugitiuum seruum uel pestilentem domum se uendere', sed antiqui codices praebent 'domum uendere' et 'fugitiuum se' omissa uoce 'seruum', quae tamen cum recentioribus quibusdam libris in uno Parisino S, sed in hoc ex illo 'se' facta extat. Itaque ueram lectionem 'fugitiuum se seruum' et 'domum uendere' esse apparet: nam uocem 'seruum' iam medio aeuo recte insertam esse primis uerbis huius fragmenti ('si habeat seruum fugitiuum') et loco paulo inferiore eiusdem Institutionum libri c. 17, 32 ('fugitiuum seruum') ostenditur. 'Utrumne' autem aduerbium non Ciceroni tribuendum uidetur, apud quem uno loco librorum De inuentione, quos adulescens scripsit, I 31, 51 occurrit (cf. Schmalz, Antibarbarus II 644), sed Lactantio, qui non raro eo utitur: is enim interdum in locis Ciceronis scribendis suam potius quam illius dat dictionem (Limberg, Quo iure Lactantius appelletur Cicero Christianus, Dissert. Monaster., 1896, p. 4). Praeterea in eodem fragmento (ap. Lact. § 6) uera memoria est 'si celabit, erit quidem sapiens', non 'si celauerit', quod in codice P confluxit e uocibus 'celabit, erit': futurum 'si celabit' postulatur etiam priore membro 'si profitebitur'. — Etiam in fragmento, quod Lactantius Inst. V 16, 9—11 seruauit (= de re publ. III 20, 30), lectiones quaedam uulgares refutantur testimonio codicum antiquorum. In uerbis enim (ap. Lact. § 10) 'si autem mori maluerit quam manus inferre alteri, iam iustus ille, sed ⟨idem⟩ stultus est', perperam post uocem 'iam' addi 'uero' solet: 'idem' ut insererem, motus sum loco fragmenti (ap. Lact. § 11) 'quod si fecerit, sapiens, sed idem malus, si non fecerit, iustus, sed idem stultus sit necesse est' et locis similibus Epitomae 51 (56), 4. 5. Deinde Lactantius § 11 'hostem possit effugere' tradit, non 'possit hostem effugere'. — Sed etiam contrarium obseruatur illud, codicem Ciceronis Vaticanum habere quae magis placeant quam Lactantiana. In uerbis Inst. V 12, 5 s. (= de re publ. III 17, 27) 'omnes denique copiae conferantur, uir denique optimus omnium existimatione et dignissimus omni fortuna iudicetur' (§ 7) primum pro uera Vaticani lectione 'omnes undique' ex proximo 'denique' nouum 'denique' natum est, deinde post uerba 'omni fortuna' in Vaticano legitur 'optima' omissum aut in codicibus Lactantii aut, si exemplar habebat hoc in loco uitiosum, iam ab ipso. Etiam in uerbis 'manus ei denique auferantur' (ap. Lact. § 5), quae in Vaticano non sunt seruata, dubium est, utrum 'auferantur',

quo pro uerbo editores paene omnes cum Hugone Grotio 'adferantur' scribunt, Lactantius scripserit an commiserit librarius archetypi nostrorum codicum.

Transeamus iam ad propositum supra indicatum, ut quae post Maii curas adferre posse nobis üidemur, exhibeamus.

Ad librum I de re publ.

Quae Lactantius scribit Inst. III 16, 2 'recteque Tullius ciuiles uiros, qui rem publicam gubernent, qui urbes aut nouas constituant aut constitutas aequitate tueantur, qui salutem libertatemque ciuium uel bonis legibus uel salubribus consiliis uel iudiciis grauibus conseruent, philosophiae doctoribus praefert', Maius recte referenda esse censet ad locum de re publ. I 2, 3 'ergo ille ciuis — esse anteponendos'. Sed uidetur Lactantio obuersatus esse etiam locus de re publ. I 7, 12 'neque enim est ulla res, in qua propius ad deorum numen uirtus accedat humana, quam ciuitates aut condere nouas aut conseruare iam conditas'. Praeterea ex locis, quos in editione mea Lactantii subscripsi, Cic. de or. I 8, 33 s. 51, 219. de off. I c. 43. 44, primus propiorem quandam similitudinem cum uerbis Lactantii habet. Ut etiam hoc addam, recte Plasbergius (De Cic. Hortensio, 1892, p. 52) monet uerba Lactantii Inst. III 16, 3 'bonos enim facere oportet potius quam inclusos in angulis facienda praecipere' ad eundem respicere libri I de re publ. locum, cui Maius illud de ciuilibus uiris dictum tribuerat: leguntur enim c. 2, 2 haec: 'usus autem eius (sc. uirtutis) est earum ipsarum rerum, quas isti in angulis personant, reapse, non oratione, perfectio'. Idem p. 50 ss. de loco Lactantii Inst. III 16, 5 ('quod quidem Cicero testatus est' eqs.) agit, quod Ciceronis fragmentum Maius (p. 119 adn.) contra Patricium, qui illud in fragmentis Hortensii Ciceroniani posuerat, ad prooemium aut libri I aut libri III de re publ. pertinere conicit. Etiam proximi editores utrum illud ad librum I de re publ. (fragm. 5) aut ad Hortensium (fragm. 32 Baiter) referendum sit, dubitant. Hoc quidem Plasbergius recte uidit, fragmentum ex prooemio libri I de re publ., cum illius ea ipsa pars, qua ciuiles uiri cum philosophis comparantur, seruata sit, non esse repetitum, uideturque commendare Nobbii sententiam, qui illud in lacuna, quae est in libro III ante cap. 4, conlocabat, mea quoque opinione ueri non dissimilem. Patricii tamen coniecturam locum Hortensii esse statuentis ab Hartlichio (*Leipziger Studien* XI p. 297) defensam Usenerus (*Goetting. Gelehrte Anz.* 1892 p. 381. 385) contra Plasbergium retinet.

Inst. VI 10 Lactantius exponit secundum iustitiae officium, quod misericordia uel humanitas nominetur, eam causam habere, quod deus generi humano, cum ei non ut ceteris animalibus naturalia munimenta tribuisset, adfectum dedisset pietatis, ut homines, quippe qui ab uno omnes parente orti fratres essent, mutuo se amore atque auxilio defenderent adiuuarentque. Conuertit se deinde scriptor ad refellendas duas alias rationes, quibus philosophi originem humanae societatis explicare temptauerint. Quarum unam (§ 13 'urbis condendae originem atque causam non unam intulerunt, sed alii — arcerent' § 15) ostendit in necessitate inopiae periculique positam esse, qua homines ad communem defensionem coniungere sese essent coacti, alteram (§ 18 'haec aliis delira uisa sunt' eqs.) in ipsa humanitate, 'quod natura hominum solitudinis fugiens et communionis ac societatis adpetens esset'. Hunc Lactantii locum ad explendam lacunam, quae est de re publ. I post c. 25, 39, adhibendum esse Maius (ed. 1822 in Emendationibus p. 332 ad p. 70, 6; ed. 1828 p. 74) dixerat, sed eam sententiam posteriores editores paene omnes, cum locum uncis incluserint, improbasse uidentur secuti Orellium adnotantem sententias usque ad uerba 'haec aliis delira uisa sunt' (§ 13—17) e Lucretio V 929 ss. (immo iam a uersu 805, cfr. adnotationem meam ad Lact. Inst. V 10, 13) petitas esse: quod est

uerissimum.[1]) Nihilne ergo Lactantius sumpsit ex Tullio? Qua de re ut recte iudicemus, spectanda sunt extrema ante lacunam illam Ciceronis uerba (25, 39) 'eius (coetus) autem prima causa coëundi est non tam inbecillitas quam naturalis quaedam hominum quasi congregatio: non est enim singulare nec soliuagum genus hoc': haec enim uerba easdem illas duas rationes continent, quas Lactantius commemorat, priorem uox 'inbecillitas' significat, posteriorem locus 'naturalis — genus hoc'. Etenim cum hoc loco clare concinunt Lactantii illa § 18 'haec autem aliis delira uisa sunt . . dixeruntque . . . inter se congregatos, quod natura hominum solitudinis fugiens et communionis ac societatis adpetens esset'; illam autem inbecillitatem in ea parte disputationis, qua duas illas rationes redarguit (§ 21—27), nominat § 22 'si hac de causa sunt homines congregati, ut mutuis auxiliis inbecillitatem suam tuerentur . . . .'[2]) Quod uero cumulat argumentationem nostram, Lactantius uerbis § 21 'fingamus tamen illa uera esse, quae otiosi et inepti senes fabulantur' aperte personas colloquii de re publica habiti significat: quinque enim colloquio interfuisse senes Maius (p. XLIIII) ostendit, otiosi autem cur recte appellari possint, ex locis de re publ. I 9, 14 'abuti tecum hoc otio' (sc. feriis Latinis) et 13, 20 'praesertim quoniam feriati sumus' apparet: quamquam Lactantius 'otiosos' fortasse contemptionis tantummodo causa ut etiam 'ineptos' dicit. Itaque existimabimus re uera Lactantium adumbrare hoc loco quaedam ex parte illa quae interiit libri I de re publ., ita tamen, ut priorem illam quam diximus rationem enarret explanatione usus Lucretii id est doctrina Epicuri: quod fortasse propterea fecit, quia quae legebat apud Ciceronem, parum copiosa ei uidebantur. Sed similia certe apud Ciceronem fuisse, ita ut duae illae rationes a Scipione compararentur inter se opponereturque uni altera, hoc, ni fallor, colligere licet uel ex ipsis uerbis, quibus Lactantius defensores alterius rationis introducit § 13 'haec aliis delira uisa sunt'.

In ea parte libri I, qua agitur de praestantia imperii singularis, c. 35—40, duo post c. 36, 56 folia codicis perierunt, in quibus Scipio, cum exemplum sumpsisset a Ioue uno omnium deorum et hominum rege, sermonem ita sine dubio continuaverat, ut omnino mundum una mente diuina, unius supremi dei numine regi diceret: quamquam illum non diutius in ea sententia institisse probabile est. Hoc ex loco Maius (ed. 1828 p. 98 adn. n) Lactantium coniecit recepisse quaedam in eas disputationes, quibus deum esse unum demonstrat, Instit. 1 c. 2. 3. 5. Epit. c. 4. de ira c. 11, magnamque partem capitis 4 Epitomae subscripsit. Sed de hoc loco, Ep. 4, 1 ss. ('Plato monarchian adserit' eqs.) parum id credibile uideri iam Halmius recte monuit satisque id perspicitur ex adnotationibus, quas ad Epit. c. 4 et ad Instit. I 5, 15 ss. dedimus. In capite 3 libri I Institutionum — nam capita 2 et 5 plane praetermittenda mihi uidentur — esse nonnulla possunt Ciceroniana itemque in capite 11 libri de ira dei et in capite 2 Epitomae, quod propria quaedam habet, quae non sunt in Institutionibus, sed certae demonstrationis deest facultas. Nihilo minus dictionem quandam, quae Epit. 2, 5 legitur, ex Ciceronis illa comparatione, qua unus statuitur ut mundi ita rei publicae rector, repetitam esse existimauerim, 'sic in hac mundi re publica nisi unus fuisset moderator qui et conditor, aut soluta fuisset omnis haec

1) Tale aliquid iam Maius ipse senserat, cum scriberet locum uideri 'depromptum omnino e Tullio de rep. cum interpolationibus'.

2) Lactantius de opif. 4, 18 ss. hanc ipsam rationem, quam in Institutionibus reicit, amplectitur: § 18 'nam fere iura omnia humanitatis, quibus inter nos cohaeremus, ex metu et conscientia fragilitatis oriuntur'; § 21 'quoniam inbecillus est (homo) nec per se potest sine homine uiuere, societatem adpetit, ut uita communis et ornatior fiat et tutior'. Sed librum De opificio dei conpluribus annis ante Institutiones scripsit.

moles aut ne condi quidem omnino potuisset', eoque magis, quod Lactantius eam in simili sententia de ira 10, 42 iterum adhibet 'si uero in huius mundi ut sic dixerim re publica nulla prouidentia est'; commemorari potest etiam locus Inst. I 3, 19 'sic in hoc rerum naturae imperio nisi unus fuerit, ad quem totius summa cura referatur, uniuersa soluentur et corruent'. Sed certius illud est, Lactantium unam alteramue sententiam a Cicerone de singulari in re publica imperio dictam ad doctrinam de uno deo explicandam transtulisse. Ita apud utrumque scriptorem unus in domo dominus et unus nauis gubernator (Cic. I 39, 61. 40, 62; Lact. de ira 11, 4) inducitur, id quod iam Maius (I 39 adn. 2) animaduertit, addere possum hanc similitudinem:

Cicero I 40, 63:	Lactant. Inst. II 1:
sed ut ille, qui nauigat, cum subito mare coepit horrescere, et ille aeger ingrauescente morbo unius opem inplorat, sic ...	§ 10. si quis in mari uento saeuiente iactatur, hunc (sc. deum) inuocat. § 9. si morborum pestifera uis incubuit ..., ad deum confugitur. (cf. § 7 non Iouem aut deos multos, sed deum nominant.)

Etiam duae breues locutiones commemorandae sunt. Apud Ciceronem c. 42, 65 dicitur 'quod sentit et sapit', quod unum huius coniunctionis ex Cicerone saltem adfert exemplum Woelfflinus (*Ueber die allitterierenden Verbindungen der lat. Sprache*, 1881, p. 82), Lactantius scribit de opif. 18, 1 'sentimus et sapimus' et de ira 10, 52 'ratio autem sentientis sapientisque naturae est, sapiens uero sentiensque natura' eqs. Eodem loco Ciceronis (c. 42, 65) quod extat 'totam rem publicam substrauit libidini suae' Lactantius imitatus est Inst. VI 23, 9 'qui aetatem inbecillam ... libidini suae depopulandam foedandamque substrauerit'.

Sub finem **libri II** Maius (c. 41) in prima editione unum, in altera quattuor locos Lactantii inseruit, quibus illum Tulliana respexisse coniceret: Halmius et Baiterus eos repetierunt, C. F. W. Muellerus omisit sine dubio auctoritate motus Halmii, qui (ad c. 41 fragm. 6) adnotauerat 'sed facile est intellectu, quam incerta sit haec tota opinio'; etiam Baiterus uncis positis eos exclusit. De fragmentis 7 (Lact. de ira 5, 4) et 8 (Inst. VI 19, 4) facile concedo, sed de fragmento 9 (Inst. VI 17, 13) haud scio an Halmius nimis seuere iudicauerit. Locus enim Lactantii 'concitationes animorum iuncto currui similes sunt, in quo recte moderando summum rectoris officium est, ut uiam nouerit: quam si tenebit ..., non offendet, si autem aberrauerit ..., aut per confragosa uexabitur aut per praecipitia labetur aut certe quo non est opus, deferetur' cognatione minime obscura, ut iam Maius uiderat, cum fragmento apud Nonium p. 292, 31 Merc. (= Cic. c. 41 fragm. 5) extante continetur 'M. Tullius de re publ. lib. II: ut auriga indoctus e curru trahitur, obteritur, laniatur, eliditur', sententiam autem loci illius Lactantiani ('concitationes animi') consentire cum argumento fragmentis a Nonio ex eodem libro II adlatis (= Cic. c. 41 fragm. 2. 3. 4) communi nemo potest non concedere. Quartus uero ille locus Lactantii, Inst. I 9, 1 ss. (= Cic. c. 41 fragm. 6), certissimum, ut mihi quidem uidetur, in se habet indicium, quo ad libros de re publ. adducamur, sed non huic libro II, sed libro V tribuendus est: qua de re mox agetur.

In libris III et IV cum nihil animaduerterim mentione dignum, sequuntur quae ad **librum V** spectant. Et quoniam parua quoque respicere uolumus, non praetermittendum est locutione c. 1, 2 'ut formam saltem eius et extrema tamquam lineamenta seruaret' etiam Lactantium usum esse de ira 10, 26 'nihil aliud nisi umbram et extrema corporis liniamenta

possit imitari': nam loci Ciceronis, quos Moserus adfert, de nat. deor. I 27, 75 'deorum liniamenta atque formas' et de orat. I 42, 187 'in geometria liniamenta, formae, interualla' hic non quadrant. Sed ad eundem librum V quaestio quaedam paulo maior pertinet, in qua aliquid profecisse fortasse recte nobis uidemur. Existimo enim primum probari posse comparātionem illam Scipionis Africani maioris et Herculis, quam ex libris de re publ. Lactantius Inst. I 18, 11—13 proponit, fuisse hoc ipso in libro V, deinde, praeter alios quosdam locos idem illud Lactantii caput 18 ad hanc quaestionem non satis adhibitum adiumento nobis esse ad illud accuratius explicandum, qualis fere fuerit ea comparatio. Proficiscimur a loco illo Lactantii Inst. I 18, 11—13: 'apud Ennium sic loquitur Africanus:

si fas endo plagas caelestum ascendere cuiquam est,
mi soli caeli maxima porta patet,

scilicet quia magnam partem generis humani extinxit ac perdidit. o in quantis tenebris, Africane, uersatus es uel potius o poeta, qui per caedes et sanguinem patere hominibus ascensum in caelum putaueris! cui uanitati etiam Cicero adsensit. est uero inquit Africane: nam et[1]) Herculi eadem ista porta patuit; tamquam ipse plane, cum id fieret, ianitor fuerit in caelo'. Hunc locum Maius inter testimonia uetera (p. LIII n. 30), ceteri editores inter fragmenta incertae sedis post ipsos libros conlocata rettulerunt. Versus illos Ennii, qui alteram partem efficiunt epigrammatis (cf. Vahlenum ad Ennii epigr. III), in libris de re publ. fuisse Seneca ait (Epist. 108, 34), quo testimonio uerba quoque 'est uero — patuit', quae uel propter unam appellationem 'Africane' his libris ascribendi sunt, eiusdem esse originis etiam certius confirmatur. Sensus uersuum clarus est neque indiget explicationis, certe non talis, qualem Maius enucleabat[2]). Sed quid sibi uolunt uerba 'est uero, Africane' eqs.? Primum quod Lactantius illa uerba Ciceroni tribuit ('cui uanitati etiam Cicero adsensit'), nemo opinabitur ea fuisse ita Ciceronis, ut ipse extra dialogum ea in prooemio alicuius de re publ. libri dixerit, sed in ipso dialogo personae alicuius sunt, fortasse Laelii, Ciceronem autem Lactantius breuitatis causa nominat[3]). Iam uter Africanus appellatur 'Africane', maior an minor? Non credibile est eum qui illa dicat, poetica quadam elatione animi orationisque Africanum maiorem tamquam praesentem adloqui: immo epigramma pronuntiauerat apud Ciceronem Africanus minor et huic aliquis, quem Laelium fuisse putamus, adsensit respondens 'est uero, Africane' eqs.[4]), Lactantius autem, qui hic non id agit, ut locum Ciceronis accurate explicet, obiter haec scribens commisit, ut ille loqui ad Africanum maiorem uideretur. Habemus igitur hic comparationem Africani maioris et Herculis sumptam ex libris de re publica. Quam autem in partem haec comparatio apud Ciceronem fuit instituta? In uirtute sine dubio uel fortitudine similitudo illorum posita fuit: hac enim in ratione explananda totum illud caput 18 Lactantii uersatur. Quod ut perspicuum fiat, partes

1) Hoc loco particulam 'et' suspicionem mouere non posse ostenditur exemplis Ciceronianis formulae 'nam et' ab Handio, Tursell. II 580 ss., et Maduigio, Cic. de fin.[3] p. 786 ss., collectis tractatisque; cf. etiam Anton, *Studien zur lat. Gramm. u. Stilistik* I[2] p. 81 ss.

2) Maium (p. 330 adn. 1) non recte ad uersus illos interpretandos trahere locum Seruii (plenioris) ad Georg. I 34 qui hunc locum inspexerit, facile intelleget.

3) Si exempla proponenda sunt in re manifesta, sententiae Cottae Academici de nat. deor. I 21, 60 et III 21, 53 a Lactantio Inst. I 17, 4 et 11, 48, pariterque I 17, 2 Balbi Stoici ibid. II 28, 70 Ciceronis nomine praeposito tractantur.

4) In libris de re publ. Scipio appellatur 'Africane' I 10, 15. 16. 30, 46. II 38, 64.

quasdam eius capitis exscribimus: § 1. Hoc loco refellendi sunt etiam ii, qui deos ex hominibus esse factos non tantum fatentur, sed ut eos laudent, etiam glorientur, aut uirtutis gratia ut Herculem aut ... § 2. Haec uero quam inepta sint ..., ex singulis rebus ostendam. § 3. uirtutem esse dicunt quae hominem tollat in caelum, non illam, de qua philosophi disserunt, quae posita est in bonis animi, sed hanc corporalem, quae dicitur fortitudo: quae quoniam praecipua in Hercule fuit, inmortalitatem meruisse creditur. § 4. quis tam stulte ineptus est, ut corporis uires diuinum uel etiam humanum bonum iudicet, cum sint et maiores pecudibus attributae et uno morbo saepe frangantur uel senectute ipsa minuantur et corruant? § 5. itaque idem ille cum deformari ulceribus toros suos cerneret, nec sanari se uoluit nec senem fieri, ne quando se ipso minor aut deformior uideretur. § 6. hunc a rogo, quo uiuum se ipse combusserat, escendisse in caelum putauerunt ... § 7. sed haec fortasse Graecorum culpa sit, qui res leuissimas pro maximis semper habuerunt. § 8. quid? nostri num sapientiores? qui athleticam quidem uirtutem contemnunt, quia nihil obest, sed regiam, quia late solet nocere, sic admirantur, ut fortes ac bellicosos duces in deorum coetu locari arbitrentur; nec esse ullam aliam ad inmortalitatem uiam quam exercitus ducere, aliena uastare, delere urbes, oppida excindere, liberos populos aut trucidare aut subicere seruituti. § 9. uidelicet ... inanis gloriae specie capti sceleribus suis nomen uirtutis inponunt. § 10. ... si quis unum hominem iugulauerit, pro contaminato ac nefario habetur nec ad terrenum hoc domicilium deorum admitti eum fas putant, ille autem, qui infinita hominum milia trucidarit, cruore campos inundauerit, flumina infecerit, non modo in templum, sed etiam in caelum admittitur. § 11. apud Ennium sic loquitur Africanus: — sequitur locus § 11—13 supra propositus. Huc pertinent etiam haec: § 15. si haec est uirtus, quae nos inmortales facit, mori equidem malim quam exitio esse quam plurimis. § 17. ... num peribit uirtus, quia hominibus in homines saeuire non datur? — Accedit etiam caput 9 libri I Instit., cuius hoc est initium: 'Hercules, qui ob uirtutem clarissimus et quasi Africanus inter deos habetur ...' quem locum recte cum proxima parte eius capitis 9, sed hanc dubitanter, Maius inter fragmenta librorum de re publ. recepit, in prima editione ita, ut eum libri incerti esse putaret (p. 330), in altera ita, ut eum poneret in libro II (c. 41). Hic est locus ille, quem ab Halmio (c. 41 fragm. 6) probantibus proximis editoribus paene abiectum Ciceroni auctori adiudicandum esse supra (p. 5) significaui. Neque enim dubitari potest, quin Lactantius cognomine plane singulari appellans Herculem 'Africanum' memoria ductus sit illius partis librorum de re publ., ex qua loco inferiore libri uerba illa 'est uero, Africane; nam et Herculi eadem ista porta patuit' adfert, atque cognomen illud minime ipse inuenerit, sed adsumpserit ex Cicerone. Accedit quod illud neque hoc ipso in capite neque antea neque postea explicat: spectabat nimirum lectores doctos, qui originem eius intellegerent eaque elegantia delectarentur. Itaque rectissime scribit Maius (ed. alt. ad II 41 adn. 1): 'nuspiam enim nisi in his (libris) dici potuit, u. gr. a Laelio, dum Scipioni blandiretur, Hercules quasi Africanus inter deos'. Quod autem addit, quae illum locum sequerentur apud Lactantium, se coniecturaliter ad hunc locum de re publ. traxisse, haud scio an illud considerandum sit, ut in capite 18, sic in hoc quoque commemorata uirtute illius (§ 1 'ob uirtutem clarissimus') de fortitudine eius agi: § 2. opera sunt ista (sc. Herculis) fortis uiri, hominis tamen eqs. § 5. non enim fortior putandus est qui leonem, quam qui uiolentam et in se ipso inclusam feram superat, iracundiam eqs. — Sed multo maioris momenti caput 18 est. De uirtute in eo disseritur, sed non de illa, 'quae posita est in bonis animi', sed de ea, quae fortitudo nominatur. Distinguit autem Lactantius duo genera uirtutis, unam nominat (§ 3)

'hanc corporalem, quae dicitur fortitudo'[1]), alteram (§ 8) 'regiam uirtutem' ab 'athletica' diuersam. Priorem illam, quae multo minoris quam altera dignitatis est, quam Graeci tamen pro re maxima habent (§ 7), Herculi tribuit, alteram esse dicit 'fortium ac bellicosorum ducum', Africani maioris scilicet, quae Romanis tantae admirationi sit, ut arbitrentur eos illa uirtute 'in deorum coetu locari'. Similis differentia subest loco Tuscul. IV 24, 53 ('quis est qui aut bellatori aut imperatori 'aut oratori quaerat aliquid' eqs.), ubi in disputatione de fortitudine habita bellator et imperator discernuntur. Omnino autem illa comparatione multo plus laudis confertur in Scipionem quam in Herculem, adeo ut ille multo dignior quam hic uideatur esse inmortalitate. Sed comparationem illam a Lactantio e libro V de re publ. repetitam esse, ita tamen nimirum, ut quae apud Ciceronem in honorem Scipionis dicta essent, detorqueret ille in uituperationem coloremque rerum conmutaret atque inuerteret, his argumentis demonstrari uidetur. Recte uiri docti ex fragmentis libri V coniecerunt in eo perfectam formam speciemque rectoris rei publicae effictam fuisse. Ostenditur autem fragmentis (cf. c. 6, 8 ss.) eam descriptionem ita fuisse comparatam, ut et enumerarentur ea bona animi, quae in optimo illo principe ciuitatis necessario requirerentur, et inducerentur uiri quidam, qui pro exemplis singularum laudum illarum essent habendi: hoc alterum apparet ex fragmento, quod praebet Nonius p. 337, 30 Merc. (= de re publ. 8, 10): 'M. Tullius de re publ. V: Marcellus ut acer et pugnax, Maximus ut consideratus et lentus'. Hac sine dubio in parte sermonis Scipio Ennii epigrammate usus etiam auum suum praedicauit, in quo specimen fuisse uideretur uirtutis proprie eo nomine appellatae i. e. fortitudinis.[2]) Nam, quo loco concluditur argumentatio nostra, Nonius p. 201, 29 hoc fragmentum habet (= de re publ. 7, 9): 'M. Tullius de re publ. V: quae uirtus fortitudo uocatur, in qua est magnitudo animi, mortis dolorisque magna contemptio'. Quod fragmentum si conferimus cum Lactantii disputatione, quae tota in nomine uirtutis uel fortitudinis posita cum hoc coniungit illos de Africano et Hercule locos e libris de re publ. depromptos, non dubitabimus, quin Lactantius in capite 18 usurpauerit quae Cicero in libro V de re publ. scripserat. Quem locum tenuerit Scipionis in oratione fragmentum modo adlatum, hoc quidem accurate constitui non potest neque ad summam rei ullius est momenti: fortasse hac sententia Scipio uniuersam uirtutis uel fortitudinis definitionem ita dederat, ut deinde duo eius genera discerneret describeretque: qua in re pro fortitudine simpliciter etiam uirtutem eum dixisse cum ex re ipsa tum e Lactantii locis illis (c. 9, 1. 18, 1. 8. 9. 15) coniciendum est.[3]) Neque uero in ea re offensionis quicquam inest, quod Africani fortitudo in altiore gradu dignitatis quam Herculis conlocatur: eiusdem enim generis est illud, quod (Inst. I 9, 1 'Hercules ... quasi Africanus inter deos') heroi ad deos sublato honos additur ex cognomine hominis atque mortalis.

1) Quam definitionem Lactantius uerbis 'hanc corporalem (uirtutem), quae dicitur fortitudo' dat, eandem etiam apertius declarat Inst. III 12, 1: 'multa sunt propria animi, multa propria corporis, multa utrique communia, sicut et ipsa uirtus: quae quotiens ad corpus refertur, discernendi gratia fortitudo nominatur'. Scribit tamen § 4: 'unde igitur colligi potest, quid efficiat animi fortitudo? nimirum ex coniuncto et pari hoc est ex corporis fortitudine'. De hac uulgari significatione uerborum 'fortis' 'fortitudo' cf. Hartel, Archiu. gramm. et lexicogr. lat. III 21; Thielmann ibid. VIII 255. 546; Roensch, *Itala u. Vulgata* p. 332; Bonnet, *Le latin de Grégoire de Tours* p. 289.

2) Scipio auum suum ut exemplar fortitudinis eo magis potest sine adrogantiae crimine nominare, quia Ennius etiam in 'Scipione' satura de hoc fortissimo duce 'mortalibus uersus propinat flammeos medullitus'.

3) His ipsis locis, in quibus Lactantius uocem 'uirtus' ponit, id, quod per se ipsum manifestum est, etiam manifestius fit, differentiam illam, quod e consuetudine aetatis suae sensum uocis 'fortitudo' angustiorem substituit (cf. adn. 1), nominis tantummodo esse, non rei aut dispositionis sententiarum.



Usi sumus adhuc locis Lactantii et Nonii: sed spectandus est etiam locus quidam Tertulliani, quem inuenimus. Est ille in capite 14 libri II Ad nationes (I p. 125 ed. Reifferscheid-Wissowa): 'Sed quoniam alios seorsum uolunt in diuinitatem ab hominibus receptos . . ., de ista quoque specie adiciam. de ipso quidem Hercule erit summa responsionis, an dignus caelo et diuinitate; sic enim pro uoluntate meritis addicunt diuinitatem. si ob uirtutem, quod feras constanter confecerit, quid tam memorabile? . . . si ob peragratum orbem, quantis et locupletibus dulcis libertas aut philosophis famulatoria mendicitas idem praestitit? . . . si eum consecrastis ob caedes et pugnas maximas, edidit multo maiorem numerum magnus ille Pompeius . . . et quot, quaeso, milia usque (p. 126) in unum angulum Byrsae Carthaginis a Scipione caesi fuere? quo magis Scipio quam Hercules obtinendus diuinitati deputatur'. Vides hoc loco, cui tamen sua quaedam Tertullianus inmiscuit, sententiarum, nisi quod breuius sunt comprehensae, eundem fere esse progressum, quem apud Lactantium inuenimus: Herculem, cui ob uirtutem inmortalitas data sit, multo minus quam Scipionem eo honore ornandum fuisse. Interest sane hoc inter locos Lactantii et Tertulliani, quod ille de Africano maiore, hic de minore loquitur. Quod discrimen aut ita uidetur explicandum esse, ut Tertullianum pro Africano maiore posuisse putemus minorem, quippe qui Carthaginem radicitus extinxisset, aut, id quod mihi multo magis probatur, ita, ut hic quoque Tertullianus uestigiis Ciceronis in V de re publ. libro idem dicentis institisse existimetur. Veri est enim simillimum, cum Scipio apud Ciceronem mentionem fecisset aui sui eiusque fortitudinis, amicos ea data occasione etiam Scipionis ipsius gloriam bellicam euersa Carthagine maxime, sed etiam uictoria Numantina collectam celebrauisse. Eadem enim laus etiam VI libro de re publ. (Somn. Scip. 11, 11) intexta est: 'hanc (sc. Carthaginem) hoc biennio consul euertes eritque cognomen id tibi per te partum, quod habes adhuc a nobis hereditarium. cum autem Carthaginem deleueris, triumphum egeris censorque fueris . . ., deligere iterum consul absens bellumque maximum conficies, Numantiam excindes'. Concedo sane ad certam sententiam hac in re perueniri non posse, coniecturam illam tamen fortasse non prorsus improbandam proferre licuit. Sed etiam aliud expediendum est. Inter ea enim, quae Lactantius, et ea, quae Tertullianus scripsit de Hercule, aliquid cognationis uidetur interesse[1]), ut Lactantium, cum sua scriberet, memorem fuisse loci Tertullianei aliquis dicere possit: nam utrumque his in rebus communi fonte librorum de re publ. usum esse, propter ipsam earum naturam non est credibile. Sed cum certissimum sit Lactantium Inst. I 18 Ciceronis de re publ. libros ipsos ante oculos habuisse, sic fortasse iudicabimus, illum iis, quae apud Tertullianum legisset, Ciceroniani de Hercule et Scipione loci commonefactum eandem rem adhibitis libris illis ipsis fusius tractauisse, praeterea autem delibasse quae Tertullianus scripsisset de Herculis libidinibus facinoribusque.

Unum etiam restat hanc ad quaestionem absoluendam. Qualem enim formam fuisse putabimus sermonis apud Ciceronem de fortitudine atque de Scipione et Hercule habiti? Quod

1) Conferri possunt haec: Tertull. p. 125, 11 'si ob peragratum·orbem' (sc. caelo dignus Hercules est) . . . p. 126, 3 'adicite potius titulis Herculaneis stupra puellarum, uxorum' et Lactant. Inst. I 9, 1 'Hercules . . . nonne orbem terrae, quem peragrasse ac purgasse narratur, stupris, adulteriis, libidinibus inquinavit?' Apud utrumque detrectantur inridenturque facta et fata quaedam eius, quod feras superauit (Tertull. p. 125, 8. Lact. I 9, 2 ss. 18, 6), quod Omphalae seruiuit (Tertull. p. 125, 4. Lact. I 9, 7), quod furore percitus uxorem et filios interemit (Tertull. p. 126, 6 s., Lact. I 9, 10), quod e rogo in caelum sublatus est (Tertull. p. 126, 10. Lact. I 9, 11. 18, 6). Etiam alia in Institutionibus Lactantii indicia insunt, quibus eum excerpsisse quaedam ex Tertulliani Ad nationes libris ostendi uidetur: cf. quae attuli in disputatione 'De Lactantii apud Prudentium uestigiis', *Festschrift des Gymnasiums in Heidelberg,* 1894, p. 3 s.

ut paucis complectar, hanc fere rei imaginem mecum informabam. Postquam Scipio uirtutem uel fortitudinem quam maxime ad gloriam moderatoris propugnatorisque rei publicae pertinere exposuit, auum suum ut singulare eo in genere exemplar nominat testimonio usus summi poetae. Adsentitur ei aliquis uerbis 'est uero, Africane: nam et Herculi eadem illā porta patuit': qui exemplo Herculis in comparationem uocando laudem Africanis et maiori et minori honorificentissimam addere sibi uidetur. Herculis autem mentionem facere propterea in promptu erat, quod teste Augustino (de ciu. dei XXII 4) iam in tertio de re publ. libro (= III 28, 40) 'Herculem et Romulum ex hominibus deos esse factos' sermone erat tractatum. At Scipio eam similitudinem minime adripiens, fortasse ne admittens quidem, quantum inter fortitudinem corporalem et athleticam, ut ait Lactantius, qualis in Hercule fuit, et imperatoriam magnorum ducum intersit, demonstrat perlustrans fortia facta Africani maioris. Hoc in sermone aliquis Herculem 'quasi Africanum inter deos' appellauit. Secuta est fortasse, si locum Tertulliani huc trahere licet, laus Africani minoris eandem propter fortitudinem ab aliquo amicorum celebrati. Hanc sententiarum seriem apud Ciceronem fuisse multo nobis uidetur ueri similius quam contrariam, licet Lactantius eam habeat, neque possumus nobis persuadere sermonem sic, ut fit apud Lactantium, processisse, ut sumeret exordium ab Hercule exiretque in epigramma Ennii et responsum illud 'est uero' eqs.: multo enim facilius cogitari potest Scipionem initium ab ipso Africano maiore quam ab Hercule fecisse.

Agmen claudant duo loci **libri VI** de re publ. (Somn. Scip.). Eadem imago est c. 18, 19 'sicut intueri solem aduersum nequitis eiusque radiis acies uestra sensusque uincitur' et Lact. Inst. VI 2, 4 'cum in tam paruo circulo (sc. solis) tantum sit fulgoris, ut eum mortalium luminum acies non queat contueri et si paulisper intenderis, hebetatos oculos caligo ac tenebrae consequantur . . .' Deinde ad sententiam c. 24, 26 'nec enim tu is es, quem forma ista declarat, sed mens cuiusque is est quisque, non ea figura, quae digito demonstrari potest' praeter locum Lact. de opif. 19, 9 a Maio adlatum etiam hic conferri potest, Inst. II 3, 8 'hoc enim quod oculis subiectum est, non homo, sed hominis receptaculum est: cuius qualitas et figura non ex liniamentis uasculi, quo continetur, sed ex factis ac moribus peruidetur'.

Haec habui, quae intra fines antea indicatos proponerem de operis Tulliani apud Ciceronem Christianum reliquiis uestigiisque. Neque multa esse poterant neque magna, sed fortasse non plane inutilia erunt nouo si quis existet illorum librorum editori explanatorique.

Des Urbanus von Belluno

Institutionum in linguam Graecam grammaticarum libri duo.

Von

Alfred Hilgard.

Der Verfasser der ersten lateinisch geschriebenen Grammatik der griechischen Sprache scheint bei der Gegenwart fast vollständig in Vergessenheit geraten zu sein,[1]) so wenig er dies auch wegen der Fülle des von ihm aufgespeicherten Wissens und seiner Bedeutung für den schulmäfsigen Betrieb des Griechischen in Deutschland verdient.

Über die äufseren Lebensumstände des Urbanus Valerianus Bolzanus, der nach seinem Geburtsort den Beinamen Bellunensis führt, sind wir durch seinen Neffen Jo. Pierius Valerianus (De literat. infelicit. S. 100 ff.), dem im wesentlichen Gir. Tiraboschi (Storia della letterat. Ital. VII, 1091 ff.) folgt, und durch die Vorrede zu der 1512 in Venedig erschienenen Ausgabe seiner Grammatik leidlich unterrichtet. 1443 als Mitglied der sehr angesehenen Familie der Bolzani in Belluno geboren, trat er jung in den Minoritenorden ein. Viele und weite, meist wohl im Auftrage seines Ordens unternommene Reisen führten ihn nach allen Küstenländern des östlichen Mittelmeeres und trugen wesentlich zur Erweiterung seines Gesichtskreises bei. Durch ein Fufsleiden zu ruhigerer Thätigkeit genötigt, verbrachte er die zweite Hälfte seines Lebens gröfstenteils im Franziskanerkloster San Niccolò in Venedig, wo er hochbetagt 1524 starb. In Venedig entfaltete er eine sehr ausgedehnte Lehrthätigkeit im Griechischen; auch Giovanni von Medici, der nachmalige Papst Leo X., gehörte zu seinen Schülern.

Aldus Manutius nennt Urbanus in der Vorrede zu dem 1496 erschienenen grammatischen Sammelwerke „Cornu Copiae et Horti Adonidis" als Mitherausgeber und erwähnt dabei auch das bevorstehende Erscheinen von dessen griechischer Grammatik *(a quo brevi habebitis, quas summa cura et doctissime composuit, in Graecam linguam introductiones)*,[2]) die in der That

1) Das meiste weifs über ihn das Zedlersche Universallexikon, Bd. 50, S. 1486 zu berichten.

2) Damit ist wohl M. V. Roth widerlegt, der in der *Epistula nuncupatoria* (S. 11) zu seiner Basler Ausgabe (1546) des Chalcondylas berichtet, die von Urbanus nur für seine vorgerückteren Privatschüler verfafste Grammatik sei ohne sein Wissen von Aldus herausgegeben worden. Interessant aber ist Roths Angabe, die Scheidung in zwei Bücher (und damit die Sonderung des Gesamtstoffs in zwei konzentrische Kreise) sei erst in der Venetianer Ausgabe von 1512 erfolgt: *ratus ille, id quod res est scilicet, puerorum infirma atque etiam aliorum quicunque ad hoc studium ingrederentur ingenia animosque, ut in caeteris artibus rerum, ita hic linguarum multitudine varietateque, ut in primo aditu vestibuloque artis, deterreri atque a discendo averti, ex dissimilibus ac varia ratione linguarum permixtum atque confusum opus opportune solvens et quasi retexens, a communi quae vocatur lingua caeteras διαλέκτους, a vulgaribus poetica sic apte seiunxit, ut qui unus antea ob coniunctionem confusionemque linguarum difficultatem ac taedium non mediocre liber habebat initiumque facientibus afferebat, is nunc in duo volumina divisus, altero eoque superiore ad prosam . . . altero ad poematum explicationem aliaque huius artis reconditiora magisque abdita, incredibili facilitate et copia aptissime citra molestiam conveniet (sic).*

im Januar 1497[1]) in 4° im Druck fertig gestellt war. Diese Auflage scheint rasch vergriffen gewesen zu sein; wenigstens schreibt Erasmus (wohl im Juli) 1499 aus Tournay an Jacob Tutor (Erasmi Opp. III, 52 D): *Grammaticen Graecam summo studio vestigavi, ut emptam tibi mitterem. Sed iam utraque divendita fuerat, et Constantini quae dicitur, quaeque Urbani.* Die nächste nachweisbare Ausgabe erschien 1508 in 4° bei Aeg. Gourmont in Paris; aufserdem sind bei Fabricius-Harles (VI, 294 Anm. y), Maittaire und Buisson bis 1561 noch 15 weitere Ausgaben (4 Venetianer, 2 Pariser und 9 Basler) aufgezählt.

Urbanus wird als Schüler des Constantin Lascaris bezeichnet, dessen Unterricht er in Messina genossen habe. Gewährsmann hierfür ist Placidus Reyna in seiner dem IX. Bd. des Thesaurus antiquit. et histor. Siciliae einverleibten *Urbis Messanae notitia historica* II, 25 (siehe Börner, De doctis hom. gr. 172**). Jedenfalls geht aus der Gesamtanlage wie aus der Einzelausführung seiner *Institutionum in linguam Graecam grammaticarum libri duo* grofse Verehrung für Lascaris hervor. Wie sein Meister bietet er eine Darstellung der griechischen Grammatik in zwei konzentrischen Kreisen, indem das erste Buch (S. 1—127)[2]) für den Elementarunterricht bestimmt ist, das zweite (S. 128—447) der Erweiterung und Vertiefung der erworbenen Kenntnisse mit besonderer Berücksichtigung der Dialektformen dienen soll. In beiden Büchern werden alle 8 Redeteile in der von Dionysius Thrax gebotenen Reihenfolge[3]) behandelt, der Nominal- und Verbalflexion aber natürlich weitaus der breiteste Raum gegönnt.

Der Nominalflexion geht in beiden Büchern eine Erörterung über die Einteilung der Buchstaben und über die „Accidentia nominis“ voraus. Der Deklinationen werden 10 unterschieden, fünf unkontrahierte, davon vier von nomina parisyllaba[4]) und eine der imparisyllaba, und fünf kontrahierte.[5]) In der Verbalflexion folgt Urbanus der seit Dionys üblichen (erst von Gaza aufgegebenen) Einteilung in 13 Konjugationen, sechs der barytona, drei der circumflexa, vier der Verba auf $\overline{\mu\iota}$. Für die barytona ist nur *τύπτω* (im II. B. *λείβω*) als Paradigma durchgeführt, bei den andern Klassen derselben begnügt Urbanus sich mit Angaben über die Bildung der einzelnen Tempora; dagegen sind die Formen der sieben übrigen Klassen (*ποιέω, βοάω, χρυσόω, τίθημι, ἵστημι, δίδωμι, ζεύγνυμι*, denen noch das *ὑπαρκτικὸν ῥῆμα εἰμί* angefügt ist) im I. B. vollständig gegeben. In der erweiternden Behandlung des II. Buches erörtert Urbanus aufserdem namentlich eingehend (S. 206—219) die zwei Arten der Spezies des Nomens (die sieben Derivativa und die 24 oder bei ihm 26 sog. *ὑποπεπτωκότα*); nach *εἰμί* und seinen Kompositen werden auch *εἶμι, ἵημι, ἧμαι, ἵζω, κεῖμαι, ἴσημι* (*τὸ γινώσκω*), *φημί* u. a. m. ausführlich besprochen (S. 362—392); auch ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Verba anomala fehlt nicht (393—401). Die Pronomina werden mit allen Dialektformen vorgeführt (S. 416—431), die Syntax der Präpositionen in der von Dionys gegebenen Reihenfolge dargelegt (S. 433—439).

Den Grundstock für seine Darstellung gewann Urbanus durch eklektische Benützung der

---

1) *Maittaire, Ann. typogr. 1, 349; [Buisson] Répert. des Oeuvr. pédag. du XVI. siècle, S. 77.*

2) Citiert ist nach der 1535 bei Joh. Walder in Basel erschienenen Ausgabe.

3) Doch ist im I. Buch, im Anschlufs an die aus der Techne des Dionys hervorgegangenen grammatischen Kompendien, der Artikel dem Nomen vorangestellt.

4) 1) auf $\overline{\alpha\varsigma}$ und $\overline{\eta\varsigma}$, 2) auf $\overline{\alpha}$ und $\overline{\eta}$, 3) auf $\overline{o\varsigma}$ und $\overline{o\nu}$, 4) auf $\overline{\omega\varsigma}$ und $\overline{\omega\nu}$.

5) Die Paradigmata sind: 1) *Δημοσθένης, τριήρης, ἀληθής, ἀληθές, τεῖχος*, 2) *ὄφις, πόλις, σίνηπι*, 3) *βασιλεύς*, 4) *Λητώ, αἰδώς*, 5) *κρέας*. Ihnen sind angeschlossen als *ὁλοπαθῆ*: *νοῦς, ῥοῦς, πλοῦς* und *ἁπλοῦς* in seinen drei Geschlechtern; und als *ὀλιγοπαθῆ*: *ἡδύς* und *βότρυς*.

Grammatiken des Gaza und des Lascaris. Den letzteren nennt er freilich nirgends mit Namen, und das mufs, wenn er wirklich dessen Schüler gewesen, doppelt auffallen. Dafs dem Urbanus aber bei der Abfassung seiner Institutiones ein Exemplar der Grammatik des Lascaris vorgelegen, und diese nicht nur im allgemeinen als Vorbild ihm vorgeschwebt hat, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Man vergleiche z. B. nur die zahlreichen Paradigmata für die fünfte Deklination der unkontrahierten Nomina (S. 7—10), die Abhandlung über das Augment der Praeterita (S. 95—99) oder die spezielleren Ausführungen in Betreff der Genetivbildung (S. 167 ff.), in denen er seine Vorlage zum Teil Wort für Wort übersetzt, mit den entsprechenden Abschnitten aus dem I. bezw. III. Buch des Lascaris. Auch das Kapitel *Περὶ ἀντωνυμιῶν* (S. 416 ff.) ist ganz nach des Lascaris Sonderschrift *Περὶ ἀντωνυμιῶν κατὰ πᾶσαν διάλεκτον καὶ ποιητικὴν χρῆσιν* gearbeitet. Seine Abhängigkeit von diesem und seinen engen Anschlufs an ihn mochte Urbanus vielleicht als etwas selbstverständliches und darum gar nicht besonderer Erwähnung bedürftiges betrachten. Gaza dagegen ist häufig von ihm citiert — wenn ich richtig gezählt habe, 15 Mal — und die Angaben sind durchweg sachlich richtig und da, wo er Gaza ausschreibt, wortgetreu. S. 442 führt er aus dessen IV. Buche die Definition der Konjunktion an, und was er von hier an auf $4^1/_2$ Quartseiten bis zum Schlufs des II. Buchs seiner Institutiones bietet, ist fast peinlich wörtliche Übertragung der Erörterungen Gazas über die Syntax der Konjunktionen. Ohne ausdrückliche Quellenangabe sind, mit geringfügigen Änderungen und eigenen Zusätzen, z. B. auch die Abschnitte *Περὶ ἐπιρρήματος* (S. 88 ff.) und *Περὶ συντάξεως τῶν προθέσεων* (S. 433 ff.) Gazas I. bezw. IV. Buche entnommen. Doch bei aller Achtung für dessen Leistungen fügt Urbanus sich nicht blindlings der Autorität desselben, sondern übt auch gelegentlich wohlberechtigte Kritik; so vornehmlich (S. 224 ff.) an der in der That merkwürdigen Behauptung Gazas, neben ττ sei auch τγ im Attischen charakteristisch für die zweite (nach der sonst üblichen Zählung vierte) Konjugation der barytonen Verba, wobei er treffend darlegt, wodurch der Grammatiker zu seiner falschen Auffassung der gar nicht seltenen, allerdings einem τγ ziemlich ähnlichen Ligatur für ττ veranlafst wurde. Chalcondylas dagegen (S. 36 der Basler Ausg. von 1546) hat den Irrtum des Gaza bieder als eigene Weisheit seinen Lesern aufgetischt.

Neben Lascaris und Gaza tritt naturgemäfs Chrysoloras bei Urbanus stark in den Hintergrund; nur ein paarmal wird er zu mehr beiläufigen Bemerkungen herangezogen (S. 10. 191. 193. 312); für eine Bekanntschaft des Urbanus mit den Erotemata des Chalcondylas fehlt jeder Anhaltspunkt.

Hatte Lascaris in grofsem Umfange die Prosalitteratur, vor allem aber Dichterstellen als Belege namentlich für Dialektformen beigezogen, so übertrifft ihn Urbanus hierin noch bei weitem. Ist auch der Kreis der von jenem verwerteten Autoren kaum erweitert,[1]) so fufst er doch auf umfangreichen, bei eigener Lektüre angelegten Sammlungen. Bemerkenswert ist die Zahl der grammatischen und exegetischen Schriften, die Urbanus erwähnt und für seine Formenlehre nutzbar macht. Des Eustathius Kommentar zur Odyssee hat er gründlich studiert (S. 150. 159. 186. 194. 200. 205. 246 f. 252. 363. 375. 384. 386. 390. 396. 427), und auch beim Theokrit hat er alte Scholien zu Rat gezogen (S. 253). Das Etymologicum Magnum, das er allerdings

1) Es sind: Homer, Hesiod, Pindar, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Theognis, Theocrit, des Kallimachus Hymnen, des Apollonius Argonautica, Arat, Lykophron, des Orpheus Argonautica und Hymnen, der Perieget Dionysius, Quintus Homericus (Smyrnaeus); Herodot, Plato, Demosthenes, Dionys von Halikarnafs, des Philostratus Heroica Synesius; ganz gelegentlich citiert Urbanus überdies den Isokrates, Appian und Libanius

nur S. 386 ausdrücklich nennt (Et. M. 56, 20 ff.), hat ihm S. 389 und 397 den Stoff für die Erörterung der Verbalformen von *θνήσκω* geboten, und seine Angaben über die Ansichten des Zenodot, Herodian, Methodius und Philo (S. 106. 388. 383. 387) sind aus der gleichen Quelle geschöpft (Et. M. 740, 25; 478, 1 ff.; 43, 14 ff.; 56, 39 ff.). Suidas (S. 234), des Moschopulos Erotemata (S. 197 und 332), die er an ersterer Stelle wörtlich ausschreibt, und Thomas Magister (S. 396) wie Gregorius Scholarius (S. 165) sind ihm zur Hand; die Techne des Dionysius Thrax (S. 129 und 301) und die Canones des Theodosius (S. 197. 200. 306), den er S. 174 Theodorus nennt, lagen ihm, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Form, so doch in erotematischer Bearbeitung vor; von Herodians Schriften standen ihm *Περὶ μονήρους λέξεως* (S. 189. 204. 227), *Περὶ διχρόνων* (S. 129 fälschlich *Περὶ χρόνων* betitelt) und *Περὶ ἐγκλινομένων* (S. 426) zur Verfügung; auch Joannes Charax (S. 174 und 426) und Theodorit *Περὶ πνευμάτων* (S. 392) finden gelegentliche Erwähnung. Dafs Urbanus den Namen des Choeroboscus verschweigt, ist mindestens auffallend;[1]) verwertet hat er ihn ausgiebig. Man vergleiche nur die Gegenüberstellung der Ansichten des Apollonius und des Herodian S. 193 und 318, oder des Apollonius und des Charax S. 354, die Angaben über Herodian S. 248. 306. 354 und 355, und die keinem bestimmten Autor zugeschriebenen Regeln und Erörterungen S. 325. 326 und 148 mit des Choeroboscus Scholien zum Theodosius II, 335, 35 ff. u. 336, 14 ff.; II, 330, 1 ff. u. 23 ff.; II, 126, 12 ff., 217, 13 ff., 328, 9 ff., 331, 17 ff., 366, 24 ff., 367, 10 ff. und I, 162 ff. Des Choeroboscus Prolegomena zum Rhematikon hat Urbanus seitenweise einfach übersetzt.[2])

Von lateinischen Technographen begegnen uns bei Urbanus nur Diomedes (S. 131. 137. 231 = Diom. 423, 3. 434, 4. 334, 28—34) und Priscian (S. 134. 137. 144. 216. 218; cfr. Prisc. I, 39, 22. II, 520, 7. II, 208, 14. I, 58, 5. I, 61, 21 H), dem auch S. 219 die erst von diesem den Dionysischen 24 *εἴδη ὀνόματος* beigefügten beiden letzten, das *χρονικόν* und *τοπικόν*, entlehnt sind (Prisc. I, 62, 8 f. H). Auch eine Inschrift zieht Urbanus bei zur Bestätigung der schon von Lascaris gebrachten Behauptung, dafs die Joner auch vor Vokalen das ephelkystische *ν* verschmähten (S. 233): *quod nos Athenis in arcu marmoreo Adriani imperatoris scriptum ipsi vidimus* (vgl. C. J. Gr. I no. 520).

Überblickt man das hier gegebene Verzeichnis der von Urbanus benützten grammatischen Schriften, so fällt auf, dafs fünf derselben in der berühmten grammatischen Sammelhandschrift der Königl. Bibliothek in Kopenhagen, Cod. Havniensis 1965, den Graux *(Notices des manuscr. grecs de la Grande Bibl. R. de Copenhague S. 50—57)* eingehend beschrieben, sich beisammen finden: Herodian *Περὶ διχρόνων* (S. 265 ff.), *Περὶ μονήρους λέξεως* (S. 683 ff.) und *Περὶ ἐγκλινομένων* (S. 251 ff.), Charax *Περὶ ἐγκλινομένων* (S. 255 ff.) und Theodorit *Περὶ πνευμάτων* (S. 216 ff.) Dazu kommt, dafs Urbanus S. 174—177 nach vorausgeschickter Erwähnung des Joannes Charax eine wortgetreue Übersetzung dessen bietet, was im Cod. Havniensis S. 378—381 steht (Corp. Grammat. Graec. IV 2, 397, 3—398, 27): es ist dies ein Excerpt aus des Charax Monographie über die Deklination der Nomina auf *ῶν*, das der Patriarch Sophronius von Alexandria seinem Auszug aus dem Kommentar des Charax zu den Theodosianischen Canones eingefügt hat; hierbei schlofs der Übersetzer sich an seine Vorlage so eng an, dafs er z. B.

1) Auch Lascaris nennt den Choerobosk, den er stark ausschrieb, nirgends: er wie Urbanus besafsen vielleicht eine der Handschriften des Choeroboskischen Kommentars zu Theodosius, die in der Überschrift den Namen des Autors nicht bieten.

2) Genaueres über die Benützung der Kommentare des Choerobosk durch Urbanus im Corp. Grammat. Graec. IV praef. S. C—CIII.

S. 175, Z. 13 die fehlerhafte Lesart (C. Gr. Gr. IV 2, 397, 17) *τὰ εἰς ω̅ν̅ ὀξύτονα θηλυκά* (statt *ἀρσενικά*) ruhig mit *desinentia in ω̅ν̅ oxytona foeminina* wiedergab.

Dafs Urbanus in der That im Besitz dieser Handschrift sich befand, läfst sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Im Giornale de' letterati d'Italia III S. 48 vom Jahr 1710 findet sich folgende Notiz: *Urbano ... lasciò il suo convento di S. Niccolò erede de' suoi libri, e principalmente de' suoi codici Greci, già qualche anno persino in Danimarca fatalmente passati.* Im Havn. 1965 aber ist bemerkt: *Acheté à Venise par Fréd. Rostgaard, en 1699.* Der Codex gehört also zu den 21 Handschriften, die dieser dänische Gelehrte 1699 in Venedig erwarb; beim Verkauf seiner Büchersammlung (1726) kamen sie in die Hand des Grafen Christian Danneskjold Samsoe und nach dessen Tod 1732 in den Besitz der Königl. Bibliothek in Kopenhagen (Graux S. IX). Dafs aber unter diesen Handschriften ehemaliger Besitz des Urbanus sich befindet, beweist die im Codex 6 (Graux S. 2) den Namen der früheren Besitzer beigefügte Angabe: *νῦν δὲ Οὐρβανοῦ τοῦ μοναχοῦ τοῦ ἁγίου Νικόλεω τῶν Ἑνετίων, ἀνδρὸς οὐκ ἀδόξου, ἀλλὰ τῶν γραμματικῶν τάχ' ἂν ἀρίστου καὶ λαμπροτάτου.* Auch ist es wohl kein blofser Zufall, dafs unter den 20 andern aus Venedig stammenden Handschriften der Kopenhagener Bibliothek ein Suidas (no. 413), ein Etymologicum Magnum (no. 414), eine Syntax des Apollonius (no. 1964), eine anonyme, nach den wenigen von Graux gegebenen Notizen an Chrysoloras bezw. Moschopul erinnernde griechische Grammatik (no. 1967), ein Lexikon des Cyrill (no. 1968) und des Eustathius Kommentar zur Odyssee (no. 415ᵇ) zu nennen sind: nun ist auch einleuchtend, warum bei des Urbanus 15 Citaten aus Eustathius der Kommentar zur Ilias unberücksichtigt blieb.

Betrachtet man die Masse des Stoffes, den Urbanus besonders für die Darstellung der Formenlehre zusammengetragen, so wird man seinem Sammelfleifs Anerkennung nicht versagen können: seine Institutiones sind die Vorratskammer geworden, die wohl für alle die zahlreichen griechischen Schulgrammatiken der Reformationszeit den Rohstoff geliefert. Aber in seiner Anschauung vom Wesen der Sprache, von den Gesetzen des Lautwandels und der Formenbildung erhebt er sich durchaus nicht über seine Vorgänger; in genau der gleichen äufserlichen, mechanischen Weise, wie sie, gestützt auf Herodian, Theodosius von Alexandria in seinen Canones für die Folgezeit festgelegt, entsteht ihm eine Flexionsform aus der andern. Und wenn er auch von der Theodosianischen Überlieferung im engeren Anschlufs an Gaza mehrfach abweicht, ja in einigen wenigen Punkten eigene Ableitungen bietet, so kann man seine Änderungen als einen Fortschritt in sprachlicher Erkenntnis nicht bezeichnen. Ob man mit Theodosius die 3. P. plur. *τύπτουσιν* mit dem gleichlautenden dat. plur. des entsprechenden Particips in Verbindung setzt, oder mit Gaza von *τύπτετον, μεταποιήσει τῆς ἐσχάτης* (*sic*) *εἰς ο̅υ̅σ̅ι̅*, oder mit Urbanus, der hier, wie es scheint, dem Theodorus Prodromus (Göttlings Theodosius 155, 6 ff.) folgt, von *τύπτομεν*, *extrema in σι conversa ac υ penultimae vocali adiuncto*, herleitet, bleibt in der Mangelhaftigkeit der Anschauung sich völlig gleich. Recht kennzeichnend für den Standpunkt des Urbanus ist das offenbare Behagen, mit dem er den oben erwähnten Traktat des Charax über die Genetivbildung der Nomina auf ω̅ν̅ in seiner ganzen Weitschweifigkeit und seinem völligen Mangel jedes höheren Gesichtspunktes wortgetreu übersetzt.

An Wertschätzung und Anerkennung von Seiten seiner jüngeren Zeitgenossen bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus hat es dem Urbanus nicht gefehlt. Simler und Oecolampad, die beide gelegentlich auf ihn verweisen, haben ihn tüchtig ausgebeutet. Etwas kühler klingt das Lob, das Melchior Volmar Roth aus Rottweil (Rufus Erythropolitanus) in der Vor-

rede zu seiner Juni 1546 in Basel erschienenen Ausgabe der Erotemata des Chalcondylas ihm zuteil werden läfst (S. 9): *scripsit et de hac re* (griechische Grammatik) *latine, ut alii post eum permulti, Urbanus quidam, idque non prolixe tantum et diligenter, sed etiam docte, mea sententia: nisi quoad eius fieri poterit, graeca graece discere longe praestaret.* Hat man freilich keinen Lehrer, der mit lebendigem Worte *(viva, ut aiunt, voce)* den Schüler in die Sprache einführt, dann, meint er (S. 11), *nondum videre licuit ex innumeris, qui hac de re ad hunc modum scripserunt, qui cum hoc Urbano merito mea sententia conferri possit.* Als Grundlage für den eigentlichen Schulunterricht scheint Urbanus, wohl wegen des Umfangs des von ihm gebotenen Stoffes, in Deutschland nicht gedient zu haben. Hieronymus Wolf empfiehlt ihn zum Privatstudium den Schülern (1558; Vormb. 1, 464) bezw. den Lehrern des Griechischen zur Benützung (1576; Vormb. 1, 471); und auch dem Verfasser der Schulordnung des Braunschweiger Martineums von 1562 scheint er, wenn er ihm auch als *Graecorum grammaticorum coryphaeus* gilt, doch vorwiegend für die *auditores maturiores* verwendbar (Koldewey 1, 112). Auch noch Ger. Jo. Vossius (Arist. l. I, cap. 4, S. 16, Ausg. 1662) und J. A. Fabricius (Bibl. Gr. 6, 294 Anm. y, Harl.) spenden ihm hohes Lob. — Den Versuch, des Urbanus Institutiones durch Kürzung zum Schulbuch zu machen, unternahm der 1515 zu Stein bei Zürich geborene Joh. Wirth (Hospinianus); doch scheint dessen Auszug keinen Beifall gefunden zu haben; wenigstens ist aufser der von Buisson (S. 361) erwähnten, 1546 in Basel unter dem Titel: *Urb. Bolzanii libri II institutionum grammaticarum in epitomen redacti per Joannem Hospinianum* erschienenen Ausgabe eine weitere nicht bekannt.

De l'influence considérable des mariages princiers, et des femmes en général, au moyen âge; particulièrement pendant la „Guerre de Cent ans“ entre la France et l'Angleterre.

Thèse proposée

par

Hermann Mueller.

L'influence des femmes sur les destinées des nations ou des peuples a toujours été grande et le sera toujours. Mais elle a beaucoup varié selon les siècles, et il est bien intéressant d'observer les conditions et les raisons de ces variations.

Il est impossible, cependant, dans l'étroit espace que nous mesure ce programme, de les rechercher, de les suivre, de les faire ressortir et de les mettre en lumière pour nos lecteurs en passant en revue tous les siècles et tous les peuples dont l'histoire nous le permettrait. Mais nous tâcherons, tant qu'il nous sera possible, de les démontrer et de les 'illustrer', pour ainsi dire, par une série de remarques sur l'influence des femmes pendant le moyen âge, surtout pendant la 'Guerre de Cent ans' entre la France et l'Angleterre.

Ce sont elles qui ont mis en mouvement, encouragé et soutenu les hommes dans bien des circonstances où ceux-ci désespéraient et étaient prêts à tout abandonner. Plus d'une fois la bravoure, la constance, l'héroïsme d'une femme a vaincu la pusillanimité des hommes et les a fait rougir de leur lâcheté.

Et ce qui est surtout intéressant à constater aujourd'hui où 'l'émancipation des femmes', bon gré mal gré, joue un rôle si important, souvent mal compris et mal jugé — c'est de voir que les femmes, dans tous les cas où elles ont eu une bonne influence sur les destinées des pays, l'ont acquise par les vertus et les aptitudes qui sont le partage tout spécial de leur sexe, même quand elles paraissent en sortir.

L'époque dont nous voulons parler, est plus riche en ces exemples, peut-être, que toute autre, parce que pendant le moyen âge le culte bien prononcé de la 'femme', qui se symbolisait et s'exaltait en même temps par le culte de la sainte Vierge, forme, pour ainsi dire, le trait caractéristique de la chevalerie, comme de tout le moyen âge: Il est donc bien facile de comprendre que l'influence des femmes sur les hommes soit plus grande à cette époque, dans le bien et dans le mal, qu'à toute autre époque de l'histoire.

Voyons maintenant ce que la 'Guerre de Cent ans' nous enseigne sur cet intéressant chapitre de la psychologie humaine que le crayon multicolore de l'Histoire a illustré!

Si nous consultons un tableau généalogique qui nous permette de voir d'un seul coup d'oeil la multiplicité des ramifications des familles princières de ce temps par les mariages —

ce qui nous frappe tout d'abord, c'est que ces mariages étaient très souvent décidés dès la plus tendre enfance des personnes à marier; preuve manifeste de l'importance qu'on attachait à ces unions, puisqu'on croyait ne pas pouvoir assez tôt s'en assurer les avantages probables.

D'où cela venait-il? C'est qu'alors non seulement les châteaux et les richesses, mais aussi les villages, les villes, les pays même, formaient un *héritage personnel* qui se partageait entre les membres d'une famille, selon certaines lois ou, maintes fois, selon la volonté tyrannique d'une main puissante et d'une conscience peu scrupuleuse.

Par conséquent, le mariage pouvait, selon les circonstances, ajouter grandement à la puissance d'une maison princière, si l'épouse qu'on obtenait, était une héritière riche non seulement en argent comptant, mais encore en châteaux et forteresses, villages, villes et pays.

Si nous regardons un de ces tableaux généalogiques des maisons royales de France et d'Angleterre dont nous parlions déjà, nous apercevons de suite, combien les différentes unions entre les deux maisons s'entrecroisent depuis les plus anciens temps.

Si intéressant qu'il puisse être d'étudier ces entrecroisements depuis Ethelred II à travers les siècles qui ont suivi, nous nous bornerons à remonter à l'époque qui a précédé immédiatement la guerre de cent ans.

Le mariage d'Édouard I d'Angleterre (1274—1307) avec Marguerite, fille de Philippe III de France (le 'Téméraire', 1270—85), d'Édouard II d'Angleterre avec Isabelle, fille de Philippe IV, le 'Bel', eurent des conséquences désastreuses: Ils donnèrent à Édouard III, fils d'Isabelle et d'Édouard II, l'occasion de réclamer pour lui-même le trône de France, échu à Philippe VI, fils de Charles, duc de Valois, frère cadet de Philippe le Bel, au préjudice de sa nièce Isabelle, à cause du mariage de celle-ci avec Édouard III.

C'est ce malheureux mariage qui fit éclater entre les deux pays la lutte sanglante qu'on a surnommée 'la Guerre de Cent ans'. Nous tâcherons de peindre le dévouement et les actions héroïques de plusieurs femmes qui, pendant ces luttes acharnées, se sont signalées par l'influence irrésistible qu'elles ont exercée sur les destinées de leurs pays. Nous verrons que cette influence ne leur était acquise que par les qualités supérieures qu'elles ont eues et qu'elles ont victorieusement mises en jeu, quand les hommes ou désespéraient ou se trouvaient empêchés d'agir, soit par la prison, par la maladie ou la mort. — Commençons par cet épisode de la guerre de cent ans qu'on a nommé 'la Guerre des deux Jeannes', épisode qui s'est passé en Bretagne pendant les hostilités entre Édouard III et Philippe VI, et à cause d'elles. C'est dans l'Artois que ces hostilités avaient commencé en 1332; elles s'étaient continuées dans la Flandre en 1337; une trève avait interrompu pour quelque temps la lutte. En 1341 les hostilités s'étaient ranimées en Bretagne où chacun des deux rois soutenait un candidat différent au trône ducal. Le duc Jean III 1312—41 venait de mourir sans laisser d'enfants, bien qu'il eût été trois fois marié. Lui-même était fils du duc Arthur II de Bretagne et de la première épouse de celui-ci, Marie de Limoges. Son frère cadet, Guy, comte de Penthièvre, issu du même mariage, eut une fille, Jeanne, comtesse de Penthièvre, qui avait épousé Charles, comte de Blois, neveu du roi de France, Philippe VI.

Arthur II avait eu de sa seconde épouse (Yolande de Dreux) un fils Jean, dit de Montfort, qui s'était marié à Jeanne de Hennebont, comtesse de Flandres. Jean III haïssait sa belle-mère Yolande, ainsi que le fils de celle-ci, son frère consanguin, Jean de Montfort. Pour n'avoir pas à léguer son trône ducal à ce prince, fils de sa marâtre détestée, il déclara solennellement, dans son testament, que la Bretagne 'suivant les coûtumes incontestables du pays' devait être

fief féminin et que, par conséquent, sa nièce, Jeanne de Penthièvre, serait héritière de Bretagne. L'époux de celle-ci, Charles de Blois, serait duc de Bretagne, Jean de Montfort serait héritier dans le cas où Charles de Blois mourrait sans enfants.

• Jean de Montfort avait reconnu la légitimité de cette disposition testamentaire, parce qu'il voyait que tous les princes et pairs de France étaient du côté de Charles de Blois, et que le pays de Bretagne semblait être du même avis. Mais dès que Jean III, en 1341, fut mort, Jean de Montfort, aiguilloné et soutenu par sa femme, Jeanne de Hennebont, qui se sentait forte de l'appui de la Flandre, son pays natal, réclama le trône ducal pour lui, malgré le testament de Jean III et malgré ses propres déclarations d'auparavant. La guerre entre les deux prétendants éclata.

Du côté de Charles de Blois était la *France* avec son roi Philippe dont il était le neveu. Jean de Montfort chercha et trouva l'appui d'Édouard III d'*Angleterre*, auquel il promit de le reconnaitre comme *roi de France* et de tenir de lui en fief la Bretagne. Charles de Blois, soutenu par une nombreuse armée française, commença la guerre en assiégeant la ville de Nantes où Jean de Montfort s'était enfermé. Les barbares assiégeants, en 'faisant décapiter trente chevaliers bretons qu'ils avaient pris dans un château voisin, et en jetant, par les balistes, leurs têtes dans la ville', parvinrent à effrayer tellement les bourgeois de Nantes que ceux-ci capitulèrent, et que Jean de Montfort, fait prisonnier, fut enfermé à Paris dans la tour du Louvre. Alors la comtesse Jeanne de Montfort prit sa place avec une énergie et un courage des plus admirables!

Elle avait un jeune fils, nommé Jean comme son père. Elle l'emmena de ville en ville, et le montrant à ses sujets, elle les encourageait à la défense de leur pays et de leur jeune prince qui, disait-elle, vengerait un jour son père et récompenserait richement leur fidèlité. Puis, elle se retira à Hennebont pour se préparer à la guerre pendant l'hiver. Au printemps de 1342, Charles de Blois reprit les hostilités, et son armée vint assiéger Jeanne dans Hennebont. Mais les défenseurs, soutenus par l'exemple héroïque de la comtesse, quoique réduits à la dernière détresse, résistèrent courageusement jusqu'à ce que le secours de la flotte anglaise fût arrivé et le siège levé. La guerre continua, avec des alternatives de victoires et de revers, interrompue par une trève de trois ans. En 1345 Jean de Montfort, qui avait réussi à s'échapper de Paris, *mourut* à Hennebont 'dans la fleur de son âge, usé par quatre ans de prison'.

'Mais rien ne pouvait abattre — dit Le Saint. (Une Terre de Granit, p. 47) — le courage de *sa veuve* qui, suivie de ses Bas-Bretons, promenait sur les champs de bataille sa cotte d'armes noire sur son armure de fer'. En 1346, Édouard III et son fils, le 'Prince Noir', remportèrent la glorieuse victoire de Crécy-en-Ponthieu, s'emparèrent de Calais et signèrent en 1347 (28. sept.), avec Philippe VI, pour eux et leurs alliés, une trève de six mois qui, chose bien étrange, laissait aux deux rois le droit de soutenir, chacun à son gré, les deux prétendants au trône ducal de Bretagne. Donc, en Bretagne la guerre continuait, et au bout de quelque temps *Charles de Blois* fut fait *prisonnier* à son tour en voulant reprendre aux Anglais la Roche-Derrien, et il fut transféré à Londres où il demeura prisonnier jusqu'à 1355.

Pendant tout ce temps, *Jeanne de Penthièvre*, son épouse, soutint contre *Jeanne de Montfort* les droits de son mari prisonnier avec tout autant d'héroïsme que sa rivale. C'est pendant cette 'Guerre des deux Jeannes' en 1350, après la mort de Philippe VI (1328—50) et l'avènement de son fils, Jean le Bon (1350—64), qu'eut lieu le fameux combat de trente chevaliers anglais contre trente chevaliers français, dont les chefs étaient Thomas d'Argworth et Robert de Beaumanoir et qui se termina par la victoire des Français. —

En 1355, au prix d'une énorme rançon, Charles de Blois revint de Londres. Une trêve, conclue à Bordeaux en 1356, assura un peu de repos aux deux pays. Mais en 1364, la guerre éclata de nouveau, et, après une victoire remportée par Charles de Blois et le célèbre chevalier Du Guesclin à Cocherel (16. mai), sur les Anglais et les Navarrais, alliés de Jeanne de Montfort et de son fils, le sort de Charles de Blois se décida pour toujours, le 29. sept., par la bataille d'Auray en Morbihan. Le jeune Jean de Montfort, chevalier courageux et résolu, devenu majeur pendant les luttes que nous venons de raconter, assiégea cette ville bretonne. Charles de Blois et Bertrand du Guesclin voulurent le chasser. Il y eut un combat acharné entre les deux prétendants et leurs armées, qui finit par une victoire décisive du jeune Montfort, soutenu par le célèbre Jean Chandos, le meilleur général des Anglais. Charles de Blois fut *tué* dans la mêlée, le célèbre Bertrand *fait prisonnier*, et la guerre se termina par le traité de Guérande (11. avril 1365). Le jeune Jean de Montfort, nommé Jean IV — titre que déjà son père aurait bien voulu porter — se vit désormais reconnu par le roi de France et par tout son propre pays comme duc de Bretagne. Mais lui aussi reconnut, de son côté, le roi de France comme son suzerain et vint, au mois de déc. 1366, à Paris rendre hommage à Charles V (1364—80), fils et successeur de Jean le Bon. —

Plus tard, en 1369, quand la guerre entre la *France* et l'*Angleterre* éclata de nouveau, plus acharnée que jamais, Jean de Montfort, oubliant cet hommage qu'il avait, en 1366, solennellement fait à Charles V, s'allia secrètement aux Anglais et leur ouvrit le chemin de la France à travers ses propres États. Les seigneurs bretons eux-mêmes désapprouvèrent alors ouvertement et hautement cette conduite, et Jean de Montfort se vit contraint, en 1373, de se réfugier en Angleterre. Mais quand Charles V, profitant de cette fuite, entreprit de réunir complètement la Bretagne à ses États et de réclamer de la 'cour des pairs' la *confiscation du duché* — toute la vieille Armorique se souleva aussitôt contre lui. Et quand Jean de Montfort, revenant en hâte de Londres, arriva à Dinan, il fut, pour ainsi dire, porté sur les bras de tout son peuple. Même la veuve de Charles de Blois, Jeanne de Penthièvre, voulut, dit-on, presser elle-même la main du vainqueur de son époux. Les deux Jeannes firent la paix pour assurer ensemble la défense et l'indépendance de leur pays chéri de Bretagne. —

Une figure toute autre que celles des deux héroïnes bretonnes, est celle de l'aimable et sage reine *Yolande de Sicile*, duchesse d'Anjou, belle-mère du roi Charles VII de France, elle qui n'a jamais aspiré au rôle d'héroïne et qui a pourtant fait *plus* pour la France que ces deux héroïnes ensemble pour leur pays de Bretagne.

Voyons, comment! Cela nous révélera un nouveau côté du caractère féminin, bien différent de celui que nous venons d'observer dans les deux Jeannes; plus louable au point de vue du patriotisme éclairé qui comprend toute la France au lieu d'une province isolée, outre qu'une héroïne armée et qui médite la mort et la destruction, ne nous fait point aujourd'hui l'effet d'une véritable femme, mais plutôt d'un homme sous le masque d'une femme, malgré le respect, l'admiration même que sa mâle vertu nous inspire.

Le nom d'Yolande, du reste, se trouve indissolublement uni au nom d'une *vraie héroïne* qui, tout en portant l'armure et l'épée pour sa patrie — qu'elle a glorieusement sauvée dans un des moments les plus critiques de son histoire — *n'est pourtant jamais sortie du vrai caractère de femme*, et sut mourir martyre de son dévouement. Je parle de *Jeanne d'Arc*, la libératrice d'Orléans et, par là, de la France.

Toutes les deux, Yolande de Sicile et Jeanne d'Arc, n'ont pu se former qu'en ces temps

du *moyen âge*, pendant lesquels elles ont vécu, agi, souffert et triomphé. Il n'y a pas d'exemple plus glorieux de l'influence des femmes sur les hommes que celui de ces deux héroïnes: l'une née sur un trône royal et en portant le titre, l'autre sortant des rangs les plus humbles du peuple, défendant et sauvant le trône de son roi et la liberté de sa patrie et recevant, comme toute récompense ici-bas, une mort cruelle entre les mains de ses ennemis, si non oubliée, du moins abandonnée et délaissée dans son glorieux malheur par ce roi ingrat ou trop faible, pour lequel elle s'était sacrifiée. —

Yolande d'Arragon, duchesse d'Anjou, reine de Naples et Sicile, arriva à Paris avec ses enfants à la fin d'octobre 1413. Vers le 8. déc. elle rendit visite à la reine de France, Isabeau de Bavière, et reçut d'elle une somptueuse hospitalité. Le but de cette 'ambassade féminine' était de conclure une alliance matrimoniale entre *Charles*, comte de Ponthieu, fils de Charles VI et de la reine Isabeau, alors âgé de *dix* ans, et *Marie d'Anjou*, âgée de *neuf* ans, fille aînée du roi Louis II de Sicile et d'Yolande. Les deux reines-mères s'accordèrent sur cette proposition qui avait été discutée et acceptée par les 'Grands Conseils' des deux parties contractantes. Dix jours après, la cérémonie des fiançailles solennelles eut lieu dans le palais royal du Louvre à Paris, en présence des parents et d'un grand nombre de princes et de hauts dignitaires des deux côtés. La haute importance politique de ce traité de mariage se voit, entre autres, par le fait que le roi Louis II de Sicile venait, peu de semaines auparavant, de *rompre* les fiançailles de son fils aîné, Louis d'Anjou, avec Cathérine de Bourgogne, fille de Jean sans Peur, l'adversaire le plus redouté du futur Dauphin, Charles de Ponthieu; ces fiançailles duraient depuis des années et leur rupture fut un affront sanglant pour Jean sans Peur. Car la jeune princesse qui fut reconduite en grande cérémonie, avait déjà porté le titre de son fiancé et vécu avec sa famille en Anjou dès la conclusion de son alliance.

Enfin, le 5. février 1414, la reine de Sicile quitta la capitale et ses environs emmenant avec elle Charles, comte de Ponthieu, sa fiancée, la princesse Marie, appelée elle-même désormais 'comtesse de Ponthieu', et ses autres enfants. Elle se rendit avec eux d'abord à Angers, son séjour ordinaire; puis en Provence, gardant toujours le jeune prince auprès d'elle et de son mari, avec sa fiancée et les autres enfants de sa famille. Personne ne peut douter de la grande et heureuse influence que fit sur le jeune prince l'éducation qu'il reçut sous les yeux de sa prévoyante et intelligente belle-mère, sans compter même le grand avantage d'être éloigné de la cour de ses propres parents, des intrigues, des crimes même qui s'y succédaient presque sans relâche.

Dans le mois d'avril 1422, les fiançailles des deux enfants, l'un âgé maintenant de 19, l'autre de 18 ans, furent consacrées par le *mariage* à Bourges en Berri. Depuis 1417, Charles était Dauphin par la mort de son frère Jean; depuis 1418, il avait le titre de Régent; après la mort de son père (1422), il prit le titre de Roi et il se fit couronner, comme tel, à Bourges, le 30. oct., appelé dès lors 'roi de Bourges' par ses adversaires. Remarquons que, aussi longtemps que Yolande vécut, la vie conjugale de Charles VII avec Marie d'Anjou, femme modeste et timide qui l'aimait de tout son coeur, a été, sinon toujours exemplaire sous tous les rapports — Marie était trop farouche et trop peu reine pour cela — pourtant toujours *irréprochable*. Ce n'est qu'après la mort d'Yolande (14. nov. 1442) que Charles fit la connaissance de cette belle, spirituelle et généreuse Agnès Sorel, la 'Dame de Beauté' ou même 'Reine de Beauté' que notre grand poète Schiller lui donne faussement comme 'ange tutélaire' à la place d'Yolande *qui l'a vraiment été*.

Il la lui donne même déjà en 1429, avant et pendant le siège d'Orléans, alors qu'elle n'était encore qu'une petite enfant de *sept* ans, cachée quelque part en Touraine ou en Picardie, où ses parents avaient des possessions! —

Mais, bien que notre grand poète ait, d'une manière un peu volontaire que la Poésie seulement excuse, interverti les rôles des deux femmes, Yolande et Agnès, ce qu'il a *bien vu*, c'est que le rôle de la belle Agnès, pour peu louable qu'il fût selon les règles de la stricte morale, n'a *pas* du moins exercé une *mauvaise* influence sur le caractère et les actions du roi *dans d'autres rapports*; pas même vis-à-vis de sa bonne, patiente et indulgente épouse qu'il a toujours honorée, respectée et traitée avec les égards les plus tendres et les plus délicats jusqu'à sa propre mort en 1461, à laquelle Marie d'Anjou ne survécut que deux ans, après lui avoir donné 14 enfants, dont le plus jeune, Charles, duc de Berri, naquit le 28. déc. 1446, quand Agnès était déjà depuis deux ans à sa cour, comme dame d'honneur de la reine elle-même. Mais le roi ne l'avait pas même *vue* avant 1443.

Revenons maintenant à *Yolande*, le véritable 'ange tutélaire' de Charles VII! C'est elle qui — il n'y a plus de doute — a fait disparaître les hésitations du chevalier de Baudricourt à Vaucouleurs au sujet du depart de *Jeanne d'Arc* pour Chinon. C'est elle qui a présidé à la préparation du 'convoi de Blois' pour Orléans que Jeanne devait y conduire. C'est elle qui a sacrifié pour ce convoi jusqu'à ses diamants, ses perles et sa vaisselle. C'est elle qui, par le traité de Foug (20. mars 1419), avait gagné, depuis dix ans, pour Charles VII l'appui des duchés de *Bar* et de la *Lorraine* qui auparavant étaient alliés aux Anglais. (Tout d'abord ils cachèrent leur alliance avec Charles sous une neutralité très transparente, et pendant l'expédition de Reims, ils se mirent ouvertement du côté de Charles.) C'est elle qui lui a gagné l'appui du puissant prince breton Arthur de Richemont, qui devint connétable de France.

Et plus tard, lorsque le terrible Georges de la Trémoille, par son influence funeste sur Charles, eut fait bannir le connétable, laissé lâchement périr la Pucelle et répandu la terreur sur tout l'entourage du roi, — c'est alors que, sans le craindre, cette même Yolande se ligua avec la reine, sa fille, et avec Arthur de Bretagne pour faire enlever de vive force le redoutable la Trémoille et le faire bannir pour toujours de la cour de Charles VII qu'il avait tyrannisée depuis de longues années. —

Ceux de nos lecteurs qui s'intéresseraient aux détails de ces données que nous ne pouvons poursuivre plus loin, sont priés de consulter mon édition de 'Jeanne d'Arc d'après Barante' (Gaertner, Berlin 1896) où ils trouveront tout ce qui est nécessaire pour comprendre les ressorts secrets et publics dont Yolande a fait usage pour le bonheur de son gendre et le bien de la France. —

Je n'ai pas besoin de parler plus longuement de la *Pucelle*, dont tout le monde connait l'histoire au moins dans ses traits principaux. Ce qui nous intéresse en elle ici — au point de vue de notre thèse — *c'est surtout la force qu'elle puisait dans les croyances de ses contemporains.*[1])

Toutes les vertus que nous admirons en elle, ne suffiraient pas *aujourd'hui* pour lui faire jouer un rôle pareil; c'est ce dont chacun conviendra. Mais son patriotisme à toute épreuve, la pureté morale de son âme, la droiture de son coeur, la piété naive et vraie de ses sentiments resteront un modèle admirable pour tous les siècles!

1) Comparez l'*Introduction* de mon 'Hist. de Jeanne d'Arc d'après Barante' citée quelques lignes plus haut. —

Methodischer Beitrag
zur perspektivischen Geometrie der Kegelschnitte.

Von

Heinrich Schaefer.

Von dem am Gymnasium zu Heidelberg für den Unterricht in der Geometrie eingeführten Lehrbuch der Elementar-Geometrie von Henrici-Treutlein handelt der dritte Teil, welcher das Pensum der Prima umfaſst, von der Lage und Gröſse der stereometrischen Gebilde sowie von der Abbildung der Figuren einer Ebene auf eine zweite, insbesondere von der Abbildung des Kreises als Kegelschnitt. Die hierbei gewählte Behandlung der Kegelschnitte lehnt sich im allgemeinen an Poncelet: *Traité des propriétés projectives des figures* an. Beim Übergang aber von den projektivischen Eigenschaften der Kegelschnitte zu den nicht projektivischen haben die Verfasser eine von derjenigen Poncelets verschiedene Beweisführung vorgezogen, da, wie sie mit Recht hervorheben, „die einfache Übertragung der Sätze von der ideellen auf die reelle Berührung einem Schüler wohl nicht zugemutet werden darf“. Eben dieser Übergang läſst sich aber unter Beibehaltung des allgemeinen Deduktionsprinzips, das den vorhergehenden Entwickelungen zu Grunde liegt, auf verschiedenen Wegen bewerkstelligen, wie dies beispielsweise im Folgenden gezeigt werden soll.

Die vorliegende Untersuchung knüpft an den § 40, III. T. des Henrici-Treutleinschen Lehrbuchs an, worin der zuerst von Poncelet ausgesprochene Satz bewiesen wird, daſs jeder Kegelschnitt und eine ihn nicht schneidende Gerade in der Ebene desselben stets als Kreis projiciert werden kann, und zwar so, daſs die Gerade in unendliche Entfernung fällt, während die Projektion des Pols der Geraden Mittelpunkt des Kreises wird. Die Lage des Projektionscentrums bleibt dabei noch auf dem Umfange eines Kreises willkürlich.

Es sei (Fig. 1) S ein Punkt, von dem als Centrum der Projektion der Kegelschnitt mit AB bezw. $AB\infty$ als Durchmesser als Kreis projiciert werden kann. Wird dann der Kegelschnitt auf zwei beliebige Bildebenen, die nur der Bedingung unterworfen sind, daſs sie der durch das Projektionscentrum und die erwähnte, den Kegelschnitt nicht schneidende Gerade bestimmten Ebene parallel sind, projiciert, so sind MN und QR Durchmesser der mit dem Kegelschnitt perspektivischen Kreise, OP und O_1P_1 zugeordnete Sehnen sowohl zu MN bezw. zu QR als auch zum Durchmesser AB (bezw. $AB\infty$) des Kegelschnitts. Man erhält dann die Gleichungen:

$$\overline{OP}^2 = MO \cdot ON$$

und

$$\overline{O_1P_1}^2 = QO_1 \cdot O_1R$$

und durch Division beider Gleichungen:

$$\frac{\overline{OP}^2}{\overline{O_1P_1}^2} = \frac{MO \cdot ON}{QO_1 \cdot O_1R}.$$

Nun verhält sich aber

$$MO : QO_1 = OB : O_1B$$

und

$$ON : O_1R = OA : O_1A.$$

Mit Rücksicht hierauf wird aus obiger Gleichung

$$\frac{\overline{OP}^2}{\overline{O_1P_1}^2} = \frac{AO \cdot OB}{AO_1 \cdot O_1B}.$$

Wird bei der Hyperbel (Fig. 2) im Grenzpunkt A des Durchmessers AB die Tangente bis zum Durchschnitt mit der Asymptote gezogen, und ist X der Punkt, in welchem die Ordinate O_1P_1 die Asymptote trifft, so ergiebt sich leicht die Proportion

$$O_1X : AR = O_1M : AM.$$

Rückt der Punkt O_1 auf dem Durchmesser in unendliche Entfernung, so wird $O_1P_1 = O_1X$, und obige Proportion geht damit über in die folgende:

$$O_1P_1 : AR = O_1M : AM.$$

Es ist daher auch

$$\frac{\overline{OP}^2}{AO \cdot OB} = \left(\frac{AR}{AM}\right)^2 \cdot \frac{\overline{O_1M}^2}{AO_1 \cdot O_1B}$$

und da $\frac{\overline{O_1M}^2}{AO_1 \cdot O_1B}$ gleich 1 ist, so wird schliefslich

$$\overline{OP}^2 = \left(\frac{AR}{AM}\right)^2 AO \cdot OB.$$

Setzen wir $OP = y$, $MO = x$, $MA = a$ und beachten, dafs AR gleich der Hälfte des zu AB zugeordneten ideellen Durchmessers[1]) ist, so erhält man, wenn noch $AR = b$ gesetzt wird:

$$y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x - a)(x + a)$$

oder

$$\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} = 1$$

als die auf irgend zwei zugeordnete Durchmesser als Koordinaten bezogene Gleichung der Hyperbel.

In gleicher Weise gilt für die Ellipse (Fig. 1 a)

$$\overline{OP}^2 = MO \cdot ON$$

und

$$\overline{O_1P_1}^2 = QO_1 \cdot O_1R.$$

Da auch hier

$$MO : QO_1 = OB : O_1B$$

und

$$ON : O_1R = OA : O_1A,$$

1) Henrici-Treutlein III. T. § 37, 5 a.

so wird

$$\frac{\overline{OP}^2}{\overline{O_1P}^2} = \frac{AO \cdot OB}{AO_1 \cdot O_1B}.$$

Rückt der Punkt O_1 in die Mitte des Durchmessers AB, so sind AO_1 und O_1P_1 die Hälften zweier zugeordneter Durchmesser, die mit a und b bezeichnet werden mögen. Setzt man $O_1O = x$ und $OP = y$, so ergiebt sich

$$\frac{y^2}{b^2} = \frac{(a-x)(a+x)}{a^2}$$

oder

$$\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$$

als die auf zwei zugeordnete Durchmesser bezogene Gleichung der Ellipse.

Für die Parabel (Fig. 1 c) gilt ebenfalls

$$\overline{OP}^2 = MO \cdot ON$$

und

$$\overline{O_1P_1}^2 = QO_1 \cdot O_1R.$$

Nun ist aber $MO = QO_1$ und $ON : O_1R = OA : O_1A$, woraus folgt, dafs

$$\frac{\overline{OP}^2}{AO} = \frac{\overline{O_1P_1}^2}{O_1A}$$

ist.

Da aber diese Gleichung für jeden Punkt O_1 auf dem Durchmesser $AB\infty$ besteht, so mufs $\frac{\overline{OP}^2}{AO}$ einen constanten Wert haben, den wir mit p bezeichnen wollen. Es ergiebt sich somit, wenn $AO = x$ und $OP = y$ gesetzt wird,

$$y^2 = px$$

als Gleichung der Parabel, bezogen auf einen beliebigen Durchmesser und dessen zugeordnete Richtung als Koordinatenaxen, wobei der Ursprung derselben ein Punkt der Parabel ist.

Die bei der Projektion eines Kegelschnitts als Kreis in unendliche Entfernung fallende Gerade (Fluchtgerade) hat in Bezug auf den Kegelschnitt im allgemeinen eine beliebige Lage. Fassen wir aber den besonderen Fall ins Auge, dafs dieselbe eine zur grofsen bezw. reellen Axe[1]) des Kegelschnitts normale Richtung hat, und somit ihr Pol ein Punkt der letzteren ist, so drängt sich die Frage auf, ob nicht der Pol O (Fig. 3) eine solche Lage annehmen kann, dafs sein Abstand von seiner ideellen Berührungssehne[2]) gleich der Hälfte der letzteren, d. h. dafs $OD = DL$ wird.

Zur Beantwortung dieser Frage gehen wir aus von der Proportion

$$AD : BD = AO : OB.$$

Setzt man

$$AB = 2AM = 2a \quad \text{und} \quad MO = x,$$

so wird

$$BD = \frac{a(a-x)}{x} \quad \text{und} \quad OB = a - x.$$

1) Henrici-Treutlein III. T. § 41, 7.

2) Henrici-Treutlein § 37, 4 e.

Durch Addition beider Gleichungen erhält man

$$OD = \frac{a^2 - x^2}{x}.$$

Aufserdem ist

$$AD = AO + OD$$

oder

$$AD = a + x + \frac{a^2 - x^2}{x}$$

oder schliefslich

$$AD = \frac{a(a + x)}{x}.$$

Mit obiger Proportion stellen wir nach Einsetzung der zuletzt gefundenen Werte für die einzelnen Glieder derselben die Kegelschnittsgleichung z. B. die der Ellipse $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2)$ zusammen. Aus diesen beiden Beziehungen erhalten wir dann

$$y^2 : \overline{OD}^2 = (a + x)^2 : \frac{a^2(a + x)^2}{x^2}$$

oder

$$\frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2) : \frac{(a^2 - x^2)^2}{x^2} = (a + x)^2 : \frac{a^2(a + x)^2}{x^2},$$

woraus sich nach einfacher Umgestaltung ergiebt:

$$x = \sqrt{a^2 - b^2}$$

für die Ellipse und durch eine ganz analoge Betrachtung

$$x = \sqrt{a^2 + b^2}$$

für die Hyperbel. Für die Parabel (Fig. 3 b) bestehen die Gleichungen

$$y^2 = p \cdot AO \quad \text{und} \quad 2\,AO = y,$$

daher

$$4\,\overline{AO}^2 = p \cdot AO \quad \text{oder} \quad AO = \frac{p}{4} \quad (\text{bezw.} = \infty).$$

Der Punkt O, dessen Lage auf der grofsen bezw. reellen Axe durch die vorstehenden Gleichungen bestimmt ist, hat für die Kegelschnitte eine besondere Bedeutung und soll ein **Brennpunkt** der letzteren heifsen, und die Polare desselben **Leitgerade**. Hiernach versteht man unter einem Brennpunkt eines Kegelschnitts einen Punkt der Hauptaxe, für welchen die Hälfte der zugeordneten ideellen Berührungssehne gleich seinem Abstand von derselben ist. Zugleich zeigt die Form der für AO gefundenen Ausdrücke, dafs es für die Ellipse und Hyperbel zwei solcher Punkte geben mufs, die in gleichem Abstand vom Mittelpunkt, aber in entgegengesetzter Richtung liegen. Die Parabel hat nur einen eigentlichen Brennpunkt, da der zweite auf der Axe in unendlicher Entfernung liegt.

Ist O ein Brennpunkt eines Kegelschnitts, LD seine Polare, und wird zu LD im Punkte D eine beliebige Normale $DS = DL$ errichtet, so wird von S als Centrum der Projektion der Kegelschnitt auf jede Ebene, die der durch die Punkte DLS bestimmten Ebene parallel ist, als Kreis projiciert. Bringt man jetzt die Ebene DLS durch Drehung um DL als Axe in eine solche Lage, dafs S mit O zusammenfällt, so fällt auch das Bild des Kegelschnitts mit letzterem in ein und dieselbe Ebene, und wir erhalten dadurch den für die folgenden Ableitungen wichtigen Satz:

„Jeder Kreis in der Ebene eines Kegelschnitts, dessen Mittelpunkt in einem Brennpunkt des letzteren liegt, ist mit diesem perspektivisch in Bezug auf den Brennpunkt als Centrum der Projektion und die Leitgerade als Projektion der zum Kreis gehörigen unendlich fernen Geraden."

Es sei (Fig. 4) A der Scheitel, S der Brennpunkt und die Normale im Punkte L zur Verbindungsgeraden von A mit S die zu S gehörige Leitgerade eines Kegelschnitts. Wird nun um S als Mittelpunkt mit SA als Radius ein Kreis beschrieben, so ist derselbe nach dem Vorangehenden mit dem Kegelschnitt perspektivisch in Bezug auf S als Centrum der Projektion. Die Normale in A zu AS ist dann Projektionsaxe und zugleich Scheiteltangente, während die Parallele zu ihr im Abstand $AF = SL$ die zum Kreis gehörige Fluchtgerade darstellt, da der Abstand zwischen einer Fluchtgeraden und der Axe dem Abstand des Centrums von der anderen Fluchtgeraden gleich ist. Zieht man alsdann durch einen beliebigen Punkt P des Kreises die Gerade FP, welche die Projektionsaxe in Q schneidet, und konstruiert die mit ihr perspektivische Gerade $QF_1\infty$, so ist der Schnittpunkt P_1 derselben mit dem Centralstrahl SP ein Punkt des Kegelschnitts. Man erhält die Tangente in diesem Punkt, wenn man den Schnittpunkt R der Kreistangente in P und der Projektionsaxe mit P_1 verbindet. Der Schnittpunkt T_1 der Kegelschnittstangente und der Leitgeraden ist der Pol des Fahrstrahls und zugleich das Bild des unendlich fernen Punktes $T\infty$ der Kreistangente, woraus folgt, dafs ST_1 parallel zu $RT\infty$ und weiter, dafs ST_1 normal zu SP_1 ist. Dies führt zu dem Satz:

„Der Pol eines Fahrstrahls liegt auf der in seinem Brennpunkt errichteten Normalen."

Mit der Konstruktion der zum Kreis gehörigen Fluchtgeraden wird zugleich die Frage beantwortet, welcher Art der durch obige Bedingungen bestimmte Kegelschnitt angehört. Nehmen wir zunächst (Fig. 4a) an, dafs die Fluchtgerade FG den Kreis berührt, in welchem Fall der Kegelschnitt als Parabel bezeichnet wird, so ergeben sich leicht folgende Beziehungen:

$$\sphericalangle PQP_1 = SFQ = QPP_1,$$

daher

$$P_1Q = P_1P$$

und somit auch

$$\triangle RQP_1 \sim RPP_1.$$

Es folgt hieraus der Satz:

„Der Fahrstrahl und der Durchmesser eines Punktes der Parabel bilden mit der Tangente desselben gleiche Winkel."

Aus

$$QV_1 = SF = SP \quad \text{und} \quad P_1Q = P_1P$$

folgt:

$$P_1S = PV_1,$$

d. h.

„In der Parabel ist der Abstand eines Punktes vom Brennpunkt gleich dem von der Leitgeraden."

Zieht man RS, so ist

$$\sphericalangle PRS = ARS$$

und

$$\sphericalangle PRP_1 = ART_1,$$

woraus sich durch Addition ergiebt:

$$\sphericalangle SRP_1 = SRT_1 = R.$$

Es bildet demnach die Verbindungsgerade des Brennpunktes mit dem Schnittpunkt der Scheiteltangente und der Tangente eines beliebigen Parabelpunktes mit der letzteren stets einen rechten Winkel. Wir erhalten somit den Satz:

„Der geometrische Ort der Fufspunkte aller Normalen, welche vom Brennpunkt einer Parabel auf deren Tangenten gefällt werden können, ist die Scheiteltangente der Parabel.“

Wird im Brennpunkt S zu AS die Normale errichtet und zu deren Schnittpunkt N mit dem Kreis der perspektivische Punkt N_1 bestimmt, indem man NF zieht und dazu das Bild $N_1 F_1 \infty$ konstruiert, so ist SN_1 die der Axe der Parabel zugeordnete Brennpunktsordinate, deren doppelte Gröfse man als Parameter bezeichnet. Nun ist aber $SN_1 = AF = 2AS$, d. h.

„Der Parameter der Parabel ist gleich dem vierfachen Abstand des Brennpunktes vom Scheitel oder auch gleich dem doppelten Abstand des Brennpunktes von der Leitgeraden.“

Der in Rede stehende Kegelschnitt ist eine Ellipse, wenn die Fluchtgerade FG gänzlich aufserhalb des Kreises liegt, eine Hyperbel, wenn sie den Kreis schneidet. In beiden Fällen (Fig. 4 b u. c) schneidet die durch P gehende Gerade FQ den Kreis noch in einem zweiten Punkt N, dessen perspektivisches Bild der Schnittpunkt des Centralstrahls SN mit $QF_1 \infty$ ist. Der Mittelpunkt M_1 ist das Bild des Pols der Fluchtgeraden und daher leicht zu konstruieren. Übrigens ist $P_1 N_1$ eine zur grofsen bezw. reellen Axe parallele Sehne, so dafs der Mittelpunkt also auch durch die in ihrer Mitte O errichtete Normale auf der Axe bestimmt wird. Mit M_1 ist dann auch die Lage des zweiten Brennpunkts S_1 sowie dessen Leitgerade gegeben. Der Schnittpunkt V_1 von $QF_1 \infty$ mit der Leitgeraden ist das Bild des unendlich fernen Punktes $V\infty$ der Geraden QF, daher SV_1 parallel zu $FV\infty$. Auch entstehen damit zwei Paar ähnlicher Dreiecke, indem $\triangle P_1 V_1 S \sim P_1 QP$ und $\triangle N_1 V_1 S \sim N_1 QN$ ist. Beachten wir dann noch, dafs $PS = NS = AS$ und dafs wegen der symmetrischen Lage von P_1 und N_1 in Bezug auf OM_1 für $N_1 S$ auch $P_1 S_1$ gesetzt werden darf, so erkennt man aus den angeführten Beziehungen leicht die Richtigkeit folgender Proportionen:

$$P_1 S : P_1 V_1 = AS : AL$$
$$P_1 S_1 : N_1 V_1 = AS : AL.$$

Aus der Figur ersehen wir ferner, dafs

$$N_1 V_1 = M_1 L + OP_1$$

und

$$P_1 V_1 = \pm M_1 L \mp OP_1$$

ist, wobei hier wie im Folgenden das obere Zeichen für die Ellipse, das untere für die Hyperbel gilt. Durch Addition bezw. Subtraktion der aus diesen Proportionen für $P_1 S$ und $P_1 S_1$ sich ergebenden Ausdrücke erhält man:

$$P_1 S \pm P_1 S = 2 M_1 L \cdot \frac{AS}{AL}.$$

Nun sind aber die Punkte $ASC_1 L$ harmonische Punkte, daher

$$SC_1 : AS = LC_1 : AL$$

und

$$(SC_1 \pm AS) : AS = (LC_1 \pm AL) : AL$$

oder

$$2a : AS = 2M_1L : AL$$

und schliefslich:

$$2M_1L \cdot \frac{AS}{AL} = 2a.$$

Damit wird

$$P_1S_1 \pm P_1S = 2a,$$

d. h.

„In der Ellipse ist die Summe der Fahrstrahlen, in der Hyperbel deren Differenz für jeden Punkt konstant, nämlich gleich der grofsen bezw. reellen Axe."

Aus

$$a : AS = M_1L : AL$$

folgt

$$(a - AS) : AS = (M_1L - AL) : AL$$

für die Ellipse, und

$$(a + AS) : AS = (M_1L + AL) : AL$$

für die Hyperbel. Wird die Entfernung des Brennpunkts vom Mittelpunkt (die lineare Excentricität) mit c bezeichnet, so ergiebt sich hieraus für beide Fälle $\frac{AS}{AL} = \frac{c}{a}$. Das Verhältnis $\frac{c}{a}$ heifst die numerische Excentricität des Kegelschnitts. Somit gilt:

„In jedem Kegelschnitt ist das Verhältnis der Abstände eines Punktes von dem Brennpunkt und dessen Leitgerade konstant, nämlich gleich der numerischen Excentricität des Kegelschnitts.

Werden die Schnittpunkte T_1 und U der Tangente mit den beiden Leitgeraden mit S bezw. S_1 verbunden, so sind $\sphericalangle T_1SP_1$ und $\sphericalangle US_1P_1$ rechte Winkel. Ferner ist

$$P_1S : P_1V_1 = \frac{c}{a} = P_1S_1 : P_1W$$

und

$$P_1T_1 : P_1V_1 = P_1U : P_1W.$$

Wird die erste dieser Gleichungen durch die zweite dividiert, so wird $P_1S : P_1T_1 = P_1S_1 : P_1U$. Die beiden Dreiecke T_1P_1S und UP_1S_1 stimmen also aufser dem rechten Winkel noch in der Proportionalität zweier Seiten überein und sind somit einander ähnlich. Daher $\sphericalangle T_1P_1S = UP_1S_1$, d. h.

„Die Tangente eines Kegelschnitts bildet mit den beiden Geraden, welche ihren Berührungspunkt mit den Brennpunkten verbinden, gleiche Winkel."

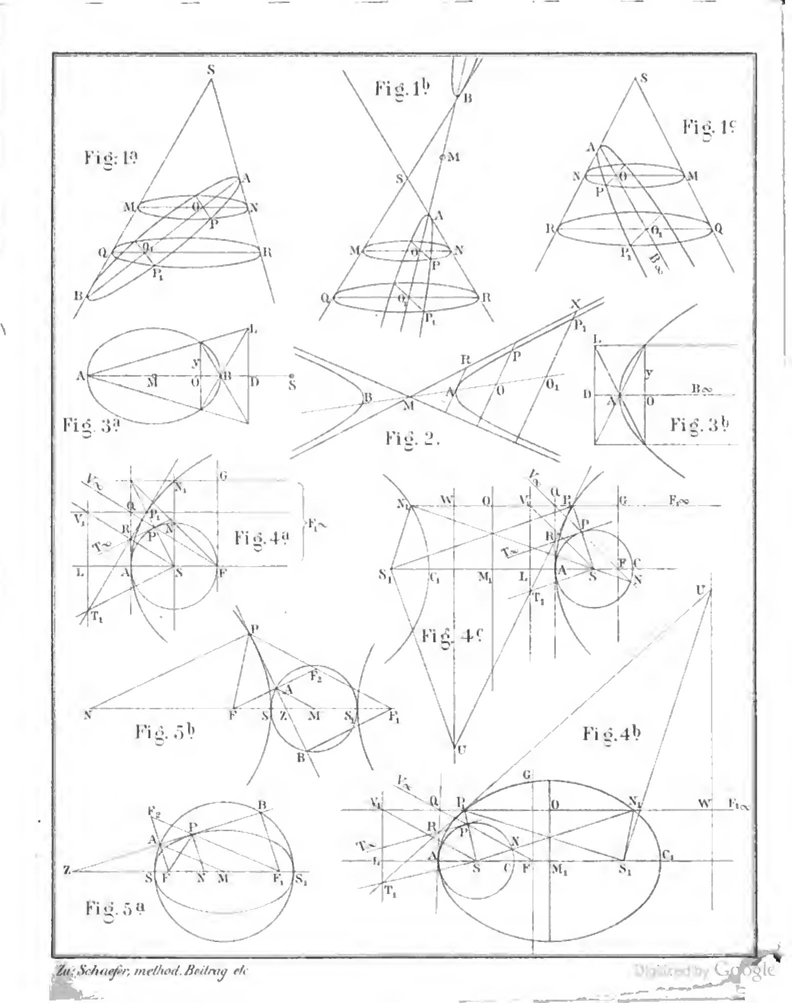
Fällt man (Fig. 5) von einem Brennpunkt die Normale FA auf die Tangente bis zum Durchschnitt F_2 mit dem Fahrstrahl PF_1 nach dem anderen Brennpunkt, so folgt aus der Gleichheit der Winkel APF und APF_2, dafs $PF_2 = PF$ und somit $F_1F_2 = 2a$ ist. Zieht man noch durch den Fufspunkt A der Normalen die Parallele zu F_1F_2 bis zum Schnittpunkt M mit der Axe, so ist M der Mittelpunkt des Kegelschnitts und $MA = a$. Es folgt daraus der Satz:

„Der geometrische Ort der Fufspunkte der Normalen von einem Brennpunkt auf die Tangenten eines Kegelschnitts ist der über der grofsen bezw. reellen Axe als Durchmesser beschriebene Kreis, bei der Parabel die Scheiteltangente.“

Aus der Gleichheit der Winkel APF und APF_2 folgt ferner, dafs die Tangente und ihre Normale im Punkt P den Fahrstrahlen desselben harmonisch zugeordnet sind. Die Schnittpunkte $ZFNF_1$ dieser vier Geraden mit der Axe sind daher harmonische Punkte und $ZAPB$ sind, da sie mit letzteren perspektivisch liegen, ebenfalls solche. Damit gelangen wir zu folgendem Satz:

„Die Schnittpunkte der Tangente eines Kegelschnitts mit dem über der grofsen bezw. reellen Axe als Durchmesser beschriebenen Kreise werden durch den Berührungspunkt und den Schnittpunkt der Tangente mit der Axe harmonisch getrennt.“

Wir beschränken uns auf die Ableitung dieser wenigen Sätze, da der Zweck unserer Veröffentlichung nur darin besteht, die Methode kurz anzudeuten, durch welche die wesentlichsten Sätze über die nicht projektivischen Eigenschaften der Kegelschnitte erhalten wurden und weitere erhalten werden können. Im übrigen aber möchten wir auf das am Anfang unserer Untersuchung näher bezeichnete und im weiteren Verlauf derselben wiederholt angezogene, in systematischer wie methodischer Hinsicht gleich ausgezeichnete Lehrbuch von Henrici-Treutlein verweisen.



Zu: Schaefer, method. Beitrag etc

Zu einigen Grabschriften der Palatinischen Anthologie und ihren Verfassern.

Von

Hugo Stadtmüller.

Die Epigramme des 7. Buches in der Pfälzer Handschrift führen in einen Friedhof, zu Gräbern, die teils Menschenhand erbaute, teils nur dichterische Phantasie erschuf. Es sind mannigfaltige Denkmäler aus einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren: hier der mächtige Steinbau, der schwer auf dem stolzen Herrn lastet, dort die dünne, den Toten nicht beschwerende Decke von Staub, auch nur ein wenig Küstensand, den eine mitleidige Hand auf den Schiffbrüchigen gestreut, dessen Seele zuvor nicht Ruhe finden konnte; hier der Adler, der die Seele in das Sternenreich trägt, dort der Löwe, welcher den löwenmütigen Helden bewacht[1]); hier der Mühlstein auf Müllers Grab, dort der Kelch auf dem Hügel einer Zecherin, an die Last, an die Lust des Lebens mahnend, die zum gleichen Ende führen. Und nicht blofs von den Geschicken der Toten berichten die Grabschriften in immer wechselnder Weise; es erklingen auch Stimmen, die dem Wanderer gelten: 'Gehe nicht vorüber, sondern sende ihm einen Grufs hinab', heifst es hier. 'Gehe rascher: was du Liebes dem Toten erweisen kannst ist, dafs du seiner nicht[2]) achtest', so vernimmst du dagegen an einem Grab, dessen Zugang wildes Gestrüppe wehrt. Oder: 'Spare die Totenspende, hier unten liegt fühllos Gebein und Staub'. Dann wieder: 'Der Leib ruht in der Erde, aber die Seele[3]) steigt empor zu den Himmlischen'.

Die Zeit hat manches zertrümmert, manche Gräber aus der Reihe gerückt, dafs, wie sie nun uns erscheinen, Fernes zu Nahem gekommen ist und Zusammengehöriges weit auseinander liegt. Kränze, welche um Gräber von verschiedenen Jahrhunderten geschlungen waren, sind zerrissen; ihre Stücke sind oft fast unkenntlich, da Schlingpflanzen wuchern, wo die eigenen Blätter und Blüten fehlen. So ist zwar, wer diese Gräberstätte betritt, der Bewunderung voll; aber nicht jedem wird es leicht, sich zurechtzufinden, zumal wenn zwischen Grabsäulen und in welkem Laub immer wieder auftauchende Irrlichter auch den Widerstrebenden und Vorsichtigeren locken. Mit der Zuversicht, welche die Nähe der oft besuchten Stätte gewährt, sind die folgenden Bemerkungen geschrieben, welche wenige Blätter verschiedenartiger Kränze näher zu erklären, dieses oder jenes dem Gewinde zurückzugeben suchen, dem es entfallen oder entwunden ist.

1) VII 344 *θηρῶν μὲν κάρτιστος ἐγώ, φωτῶν* (nicht *θνητῶν*) *δ' ὃν ἐγὼ νῦν φρουρῶ.*

2) VII 318, 2 *ἶσον ἐμοὶ χαίρειν ἐστὶ τὸ μή σ' ἀλέγειν* (nicht *σε γελᾶν*).

3) VII 131 *ἀλλὰ γὰρ οἴκει σῶμα κάτω, ψυχὴ δ' ἄλτο πρὸς οὐρανίους* (so schreibe ich, um dem Sinne zu genügen).

I.

'Der Hymenäos wird Totenklage', sagt manches Epigramm, das auf Stein zu lesen war, manches auch, das nie auf einem Steine stand, nur in die Seele der Leser geschrieben ist. Es war ein Lieblingsthema der Dichterin von Tegea; aber in griechischen Epigrammen verschiedenster Zeit heifst es, dafs statt des Brautgemaches die Gruft sich öffnet, dafs hierher Mutter und Freundinnen der Braut ihre Blumen, ihre Thränen bringen. So klagen Dichter und Dichterinnen, die dem Meleagrischen Kranz angehören, der Sidonier Antipater mit Erinna, Anyte mit Mnasalkas, Perses, ähnlich Theodoridas. Mit Meleagrischen wetteifern Philippische Dichter, Diodor, Parmenio und die beiden aus Thessalonike: *θρῆνος δ' εἰς ὑμέναιον ἐκώμασεν*, meint der Stifter des Philippischen Kranzes. Dann kommen Julian, Eutolmios, Agathias und sein Freund Paulus, Spätlinge nicht immer mit Papierblättern und -Blumen.

In diesem wie in ähnlichen Fällen ist es gewifs notwendig, sich ein Dichter-Schema zu entwerfen, um Zusammengehörigkeit der verwandten Epigramme, Übereinstimmung und Verschiedenheit, Muster und Nachbildung zu erkennen; aber hier wollen wir nicht die vielfach sich kreuzenden Linien für die Epigramme auf die Totenbraut zeichnen, weil derartige Zeichnungen nur für den Zeichner und für urteilslose Leser Wert haben. Die folgenden Epigramme sind nicht aus e i n e m Kranze und liegen nicht in derselben Linie.

VII 488. *Μνασάλκου.*

Αἰαῖ, Ἀριστοκράτεια, σὺ μὲν βαθὺν εἰς Ἀχέροντα
οἴχεαι ὡραίου κεκλιμένα πρὸ γάμου.
ματρὶ δὲ δάκρυα σᾷ καταλείπεται, ἅ σ' ἐπὶ τύμβῳ
πολλάκι κεκλιμένα κωκύει ἐκ κεφαλᾶς.

VII 492. *Ἀνύτης Μιτυληναίας.*

Ὠιχόμεθ', ὦ Μίλητε, φίλη πατρί, τῶν ἀθεμίστων
τὰν ἄνομον Γαλατᾶν ὕβριν ἀναινόμεναι,
παρθενικαὶ τρισσαὶ πολιήτιδες, ἃς ὁ βιατὰς
Κελτῶν εἰς ταύτην μοῖραν ἔτρεψεν Ἄρης.
οὐ γὰρ ἐμείναμεν αἷμα τὸ δυσσεβὲς οὐδ' ὑμέναιον,
νυμφίον ἀλλ' Ἀίδην κηδεμόν' εὑρόμεθα.

VII 183. *Παρμενίωνος.*

Παρθενικῆς τάφος εἰμ' Ἑλένης, πένθει δ' ἐπ' ἀδελφοῦ
Ἅιδης τὴν Κροκάλης ἔφθασε παρθενίην.
εἰς δὲ γόους ὑμέναιος ἐπαύσατο, τὰς δὲ γαμούντων
ἐλπίδας οὐ θάλαμος κοίμισεν, ἀλλὰ τάφος.

VII 185. *Ἀντιπάτρου.*

Αὐσονίη με Λίβυσσαν ἔχει κόνις· ἄγχι δὲ Ῥώμης
κεῖμαι παρθενικὴ τῇδε παρὰ ψαμάθῳ etc.

Ich führe zu dem Schlufsvers des Mnasalkas-Epigrammes zwei der jüngsten Konjekturen an: *κωκύει ἐκ κεφαλᾶς κειραμένα πολιάν* von Kaibel und *κωκύει ἐκ κ. κειρομένα πλοκάμους.* Das Andronikosep. (VII 181) kann hier nicht mafsgebend sein; an Mnasalkas erinnert nur sein Anfang, es steht aber sicher im Zusammenhang mit Sappho VII 489 (man vergleiche *ἁ δὲ*

σέθεν φθιμένας πολιοὺς νεοθᾶγι σιδάρῳ bei Andronikos mit *ἃς καὶ ἀποφθιμένας κοῦραι νεοθᾶγι σιδάρῳ* bei Sappho) und vielleicht mit Theodoridas VII 527 (vergl. *κάλλιπες ἡδίστῃ μητρὶ γόους καὶ ἄχη* und Andronikos *Δαμοκράτεια, φίλᾳ ματρὶ λιποῦσα γόους*). Dann ist in jenen Konjekturen *πολλάκι κεκλιμένα* aufgegeben, aber durch Mnasalkas selbst bezeugt: er gebraucht *πολλάκι* zu Anfang des Verses VI 128, 3, mit folgendem Participium (*πολλάκι ῥυσαμένα*) VI 125, 2, und *κεκλιμένα* (*ἐπὶ τύμβῳ*) in gleicher Weise wie *κεκλιμένον ὑπὸ φυλλάδα* VII 192, 3; das zweite *κεκλιμένα* tadeln nur die, welchen es unbequem ist, denn das von ihnen verlangte *κειραμένα, τιλλομένα, ἑλκομένα* findet neben jenem keinen Raum; vielmehr mit besonderer Kunst gebraucht der Dichter dasselbe Wort zur Bezeichnung der Tochter, die im Grabe Ruhe gefunden, und der Mutter, die am Rand des Grabes Ruhe sucht. Von der Mutter, welche im Schmerz die Haare rauft, ist bei Mnasalkas nicht die Rede, Beweis hierfür ist das Anyte-Epigramm VII 486: *πολλάκι τῷδ' ὀλοφυδνὰ κόρας ἐπὶ σάματι Κλεινὼ μάτηρ παῖδ' ἐβόασε, ψυχὰν ἀγκαλέουσα Φιλαινίδος.* Unzulässig ist bei Mnasalkas nur *ἐκ κεφαλᾶς*, das weder mit *κεκλιμένα* noch mit *κωκύει* sich verbinden läfst, und man hat nur zwei Buchstaben zu ändern. Am Rand des Grabes, an der Stelenbasis sendet die Mutter ihre Klagen hinab zur Tochter, da wo der Schatten dieser — *ψυχὰν ἀγκαλέουσα* sagt Anyte — erscheinen würde, wenn die Beschwörung wirksam wäre; nun heifst es bei Apollonios von dem verstorbenen Helden, dem Persephone gestattet das Grabesdunkel zu verlassen, um die Männer seiner Heimat zu sehen (II 920): *τύμβου δὲ στεφάνης ἐπιβὰς σκοπιάζετο* (ähnlich wie *στεφάνη* findet sich *στέφανος* VIII 179: *ὃν πέρι πάντῃ λάων τετραπόδων ἀμφιθέει στέφανος*). 'Thränen bleiben deiner Mutter, die bei der Gruft oft ruhend vom Rand des Grabes um dich jammert':

ἃ δ' ἐπὶ τύμβῳ
πολλάκι κεκλιμένα κωκύει ἐκ στεφάνας.

(Meine frühere Vermutung: *πολλάκι κεκλομένα κωκύει ἐκ κνέφαος* stützte sich auf Anytes *ψυχὰν ἀγκαλέουσα*, mufs aber gleich jenen gewagteren Umgestaltungen zurückgewiesen werden.)

Zu VII 183 genügt nicht einfache Wortänderung, wie sie Rhein. Mus. 41, 602 versucht ist. Ich habe das Nähere der Überlieferung schon anderwärts mitgeteilt; anstatt der beiden Epigramme 183 und 184 steht 184, 1 + 183, 2—4 als erstes, dann 184, 1—4 als zweites Epigramm. Der Schreiber kam von 182 auf 184 und bemerkte erst zu Anfang des Pentameters sein Versehen; er schrieb dann zwar 183, 2—4, unterliefs aber 183, 1 nachzutragen; wie A 184, 1 doppelt geschrieben hatte, so setzte C doppelt dasselbe Autorlemma *Παρμενίωνος*. Es handelt sich also um Ergänzung des ersten Hexameters von 183, aber auch um Korrektur der Autorbezeichnung; die beiden Epigramme folgen hier, indem ich den fehlenden Vers in anderer Weise als früher zu ergänzen versuche; trifft die Ergänzung das Anfangswort der ursprünglichen Fassung, so ist der Anlafs des Abschreiberversehens leicht ersichtlich:

183. *⟨Βιάνορος?⟩*

⟨Παρθενικῇ γλυκὺς ἦλθε γάμος· φθονερὸς δ' ἀποδρέψας⟩
Ἅιδης τὴν Κροκάλης ἔφθασε παρθενίην etc.

184. *Παρμενίωνος.*

Παρθενικῆς τάφος εἴμ' Ἑλένης, πένθει δ' ἐπ' ἀδελφοῦ
προφθιμένου διπλᾶ μητρὸς ἔχω δάκρυα.
μνηστῆρσιν δ' ἔλιπον κοίν' ἄλγεα· τὴν γὰρ ἔμ' οὔπω
οὐδενὸς ἡ πάντων ἐλπὶς ἔκλαυσεν ἴσως.

Ich halte es für wahrscheinlich, dafs Parm. nicht beide Gedichte verfafste, für sicher, dafs beide aus dem Philippischen Kranze stammen. Epigramme wie VII 671 (*πάντα Χάρων ἄπληστε, τί τὸν νέον ἥρπασας* Bian.), die Anwendung von *ἔφθασεν* und *κοίμισεν* (vgl. IX 278, 1 *λάρνακα — κοιμίζουσαν*, 6 *ὑπὸ χεύματος ἐφθάνετο* Bian.) könnten zur Aufschrift *Βιάνορος* veranlassen. Also nur das Parmenion-Epigramm kennt die Mutter, welche den doppelten Verlust zu beklagen hat; es ist, wie bemerkt, von Eutolmios nachgeahmt VII 611 (*παρθ. Ἑλένην*), teilweise hat dieser den Wortlaut seiner Vorlage beibehalten (*τὴν μήπω μηδενός* sagt Eutolmios, *τὴν γὰρ ἔτ' οὔπω* Parm. nach der Überlieferung, die natürlich fehlerhaft; mit *τὴν γὰρ ἐμ' οὔπω* vergleiche man z. B. 329, 1 *τὴν ἱεραῖς με*, wo Artikel und Pronomen die gleiche Person bezeichnen).

Der Anfang von 185 steht nicht darum oben S. 2, damit man sieht, wie in dem Gedicht des jüngeren Antipater an Stelle der Tochter die ausländische Sklavin tritt, welcher die Herrin Freiheit schenkt, die Hochzeitsfackel jedoch, nach Persephones Willen, nicht anzündet; es soll nur ein kleiner, nicht beachteter Fehler der Überlieferung korrigiert werden. Das Mädchen von Libyen ist in italischer Erde begraben: *Αὐσονίη με Λίβυσσαν ἔχει κόνις*, darauf kann nicht *τῇδε παρὰ ψαμάθῳ* folgen; denn *ψάμαθος* müfste als Wiederholung oder als Korrektur von *κόνις* gefafst werden, beides unzulässig; vielmehr steht *ψάμαθος* im Gegensatz zu *κόνις*, in einer Wendung, welche der Todesstätte das Heimatland gegenüberstellt, also Libyens gedenkt, man vergleiche *Λιβυκαῖς ἐν ψαμάθοις* VII 290, 2, *Λιβυκῆς ψάμμου* IX 284, 4, *Λιβυκῆς κουφότερον ψαμάθου* IX 310, 2. Aber wie soll aus *τῇδε παρὰ* (*ψαμάθῳ*) die Bestimmung *Λιβυκή* oder *Λίβυσσα*, und dann die Negation gewonnen werden? Denn Antipaters Worte hatten den Sinn: 'Italischer Staub, nicht Libyscher Sand deckt mich'. Die verkürzte Schreibung für *πατήρ*, *πατρίς*, *πάτρα* hat manche Verwirrung angerichtet, und *ἄγχι Ῥώμης* belehrt über die in *τῇδε* zu suchende Antithese, danach lautet das Distichon:

Αὐσονίη με Λίβυσσαν ἔχει κόνις, ἄγχι δὲ Ῥώμης
κεῖμαι παρθενικὴ τῆλε πάτρας ψαμάθου.

Ob man *ψαμάθου* oder *ψαμάθων* schreibt, ist gleichgültig. Vergleichen kann man Krinagoras VII 376, 5 (auf den in Spanien erfolgten Tod des Lesbiers Seleukos): *ὑστατίοις ἐν Ἴβηρσι, τόσον δίχα τηλόθι Λέσβου*. (Übrigens führen Antipaters Worte: *πῦρ ἕτερον σπεύδουσα* zur Verbesserung von VII 290, 6, einer Stelle, die ebenfalls aus dem Philippischen Kranze stammt. Wenn der Seemann auf dem Meere sich müht, das Land zu erreichen, aber nach der Landung nicht das erhoffte Ende der Gefahr, sondern schicksalsbestimmten Tod findet, so ist die Fahrt ans Land der Weg zum Tod, keine Flucht vor ihm: *τί μάτην πρὸς κύματ' ἐμόχθει, τὴν ἐπὶ γῆς σπεύδων μοῖραν ὀφειλομένην*; nicht *φεύγων*.)

Das zweite der obigen Epigramme VII 492 behandelt die Geschichte der drei Milesierinnen, welche, um nicht in Feindes Hand zu fallen, sich den Tod gaben. Auch das letzte Distichon, das neuerdings in merkwürdiger Weise umgeformt wurde, ist bis auf *αἷμα* tadellos; an *ᾆσμα* kann man denken bei folgendem *ὑμέναιος*, ich halte *οἶμα τὸ δυσσεβές* für das richtige: der Barbar gleicht dem Raubtier, das auf seine Beute stürzt *οἶμα λέοντος ἔχων*, und eine Bestätigung finde ich bei Hesych.: *οἶμα· ὁρμή* im Vergleich mit A. P. XV 12, 12 *προφυγεῖν γενετήσιον ὁρμήν*. Doch dies ist nebensächlich; von wem sind die Verse mit dem Lemma *Ἀνύτης Μιτυληναίας*? 'Tod anstatt Vermählung' ist ein der Dichterin geläufiges Thema; aber die Verwendung dieses Motivs zur Einkleidung einer Anekdote, die anekdotenmäfsige Behandlung ist m. E. der Anyte fremd; man vermifst bei ihr die Namen der heldenmütigen Jungfrauen.

Dagegen erinnern Inhalt und Ton in auffälliger Weise an einen Dichter der Philippischen Zeit, den Verfasser von VII 373 und VII 188. Das erste der beiden Epigramme beklagt zwei nicht genannte Milesier, die um des Ruhmes willen den Tod finden, ist inhaltlich nicht identisch, aber verwandt mit dem sogenannten Anyte-Epigramm; näher steht diesem VII 188 auf Kleanassa, welcher nicht die Brautfackel angezündet, sondern der Holzstofs aufgeschichtet wird. In VII 373 liest man *διссὰ φάη, Μίλητε, τεῆς βλαστήματα γαίης* mit folgendem *φεῦ, πάτρα τριτάλαινα*; das Anyte-Epigramm hat die Anrede *Μίλητε* an gleicher Versstelle, den anderen Ausdrücken entspricht *τρισσαὶ πολιήτιδες* und *φίλα πατρί*; VII 188 enthält die Verse *ἀλλὰ τεοῖς θαλάμοισι γαμοστόλος οὐχ ὑμέναιος, πένθιμος ἀλλ' Ἀίδης ἐπεκώμασεν*; in augenfälliger Übereinstimmung mit dem letzten Distichon des Anyte-Epigramms zeigen sie zugleich, dafs man *νυμφίον* (vor *ἀλλ' Ἀίδην*) so wenig wie *πένθιμος* (vor *ἀλλ' Ἀίδης*) mit dem Vorausgehenden verbinden darf. Die Verwandtschaft dieser beiden Epigramme mit VII 492 kann keine zufällige sein, beruht nicht auf Imitation, sondern beweist m. E. die Identität des Verfassers. Es ist Antonius Thallus — aus Milet. Wie aus *Ἀντώνιος* der Titel *Ἀνύτης* wurde, weifs ich nicht, nur dafs sich für den Schreiber der Name der Dichterin in verführerischer Nähe (VII 490) befand und dafs das Gentile *Μιτυληναίας* auf Verderbnis der Palatinischen Autorüberlieferung schliefsen läfst. Weder die bekannte Dichterin aus Tegea noch eine unbekannte Anyte aus Mitylene hat das Epigramm auf die drei Milesierinnen verfafst, sondern Antonius aus Milet ehrte mit diesen Versen das Andenken seiner Landsmänninnen: so erhält man das richtige Verständnis für die Anrede *ὦ Μίλητε, φίλη πατρί*, und für den Ausdruck *πολιήτιδες* (492, 3); Anyte würde nicht die Stadt angeredet, sondern die Jungfrauen genannt haben, deren That sie melden wollte. So ist ein Philippisches Epigramm inhaltlicher Verwandtschaft wegen mit VII 493 der Meleagergruppe (486—491) angeschlossen. Man wende gegen Antonius nicht ein, dafs er zeitlich jenem Ereignis viel ferner stand als Anyte; warum sollte der Dichter von Milet nicht bei einem Blatte seiner Landesgeschichte, dessen Inhalt ihn bewegte, verweilen dürfen, auch wenn jenes Blatt von vergangenen Zeiten berichtete? Und dazu kommt noch ein anderes. Antonius lebte im Hause der Antonia, der Mutter des Germanicus, deren Freigelassener er war; der Epigrammendichter Krinagoras hat derselben Antonia einige seiner Epigramme gewidmet; es ist undenkbar, dafs die beiden Dichter bei den gemeinsamen Beziehungen zu dem Kaiserhaus nicht einander näher traten, und einen dritten, der mit Krinagoras verkehrte, kannte Antonius sicher aus dessen Schriften, den Parthenios aus Nicaea. Wenn nun die *ἐρωτικὰ παθήματα* im 8. Kapitel über jenen Heereszug der Galater und ihren Angriff auf Milet berichten, so darf man wohl einen zeitlichen und ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Partheniosкapitel und dem Epigramm annehmen, und wahrscheinlich hat Parthenios den jüngeren Zeitgenossen aus Milet durch seine Schilderung veranlafst, der Milet ehrenden und die römische Umgebung vielleicht interessierenden Episode ein Epigramm zu widmen.

II.

VII 305. *Ἀδαίου Μιτυληναίου.*

Ὁ γριπεὺς Διότιμος, ὁ κύμασιν ὁλκάδα πιστὴν
κὴν χθονὶ τὴν αὐτὴν οἶκον ἔχων πενίης,
νήγρετον ὑπνώσας τὸν ἀμείλιχον † ἷκτο
αὐτερέτης ἰδίῃ νηὶ κομιζόμενος.
ἣν γὰρ ἔχε ζωῆς παραμύθιον, ἔσχεν ὁ πρέσβυς
καὶ φθίμενος πύματον πυρκαϊῆς ὄφελος.

Den lückenhaften Vers ergänzte der Korrektor durch γρ. ἀίδαν, Planudes mit Beseitigung des metrischen Fehlers durch πρὸς ἅδην. Das Schlufswort giebt der Palatinus mit ἵκτο (Genaueres wird man in meiner Ausgabe finden); vor ἵκτο ist das erforderliche Nomen (mit oder ohne Präposition) ausgefallen. 'Der Kahn trägt seinen Herrn auch auf der letzten Fahrt zum Hades'; nach ἀμείλιχον oder ἀμείλικτον (denn so schrieb A, die geläufigere Form des Wortes stammt von C) kann gleichermafsen λιμέν' und μυχόν von dem Schreiber übersehen sein, und der Hades wird ebenso gut ἀμείλιχος λιμήν wie ἀμ. μυχός genannt. Danach kann man zwischen

νήγρετον ὑπνώσας τὸν ἀμείλιχον ⟨εἰς λιμέν'⟩ ⟨εἰς μυχὸν⟩ ἵκτο

oder

τὸν ἀμείλικτον ⟨λιμέν'⟩ ⟨μυχὸν⟩ ἵκτο

wählen. In dem Epigramm auf den Fischer ist wohl die Wendung 'er kam zum freudlosen Hafen' vorzuziehen: ἀμείλικτον λιμέν' ἵκτο. Und der Autor? Denn einen Mitylenäer Adaeus giebt es unter den Epigrammendichtern nicht; es wurde Ἀδαίου Μακεδόνος gesetzt und fand keinen Beifall; Bergk nannte den Mitylenäer Alkaios, und damit begnügte man sich. Da ein jüngerer Alkaios aus Mitylene als Anthologiedichter m. E. nicht nachweisbar ist und da das Thema obigen Epigramms nicht von Meleagrischen Dichtern behandelt wurde, so scheint mir die zweite Annahme noch leichtfertiger als die erste. Das Gedicht handelt vom treuen Kahn, der den Herrn auch im Tod nicht verläfst, ihm den letzten Dienst gewährt, und vom genügsamen Fischer, dem der Kahn das Leben fristet. Von demselben Dichter, meine ich, ist das Epigramm, welches die Genügsamkeit preist: αὐτάρκους ἔραμαι βίου (so könnte der Fischer sagen) IX 110, ferner das Gedicht von der treuen Henne, die sterbend ihre Küchlein deckt IX 95: für den Herrn geht der Kahn in Flammen auf, für die Jungen erstarrt im Frost die Henne; von demselben stammt das Epigramm auf die Jägertrias der Brüder, deren einer von Fischfang lebt, und es schliefst dieses (VI 187) mit ἠέρος ὠφελίην wie obiges mit πυρκαϊῆς ὄφελος. Die eben bezeichneten Epigramme sind von Alpheios dem Mitylenäer, und danach mufs m. E. die Aufschrift zu VII 305 Ἀλφειοῦ Μιτ. statt Ἀδαίου Μιτ. heifsen. So haben drei Philippische Dichter das Thema vom treuen Kameraden des Fischers behandelt: Antiphilos VII 635, Etruscus VII 381 und Alpheios; ihnen schliefst sich aus späterer Zeit Julian an, der Präfekt von Ägypten, VII 585; wenn man bei diesem οὕτω πιστὸν ἄνακτι πέλεν σκάφος οἶκον ἄεξον liest, so enthält dieser Vers natürlich keine Stütze für das in anderem Sinne gesagte οἶκον ἔχων πενίης (305, 2); zur Bezeichnung des Kahnes, der auch das Nachtlager gewährt, hat Alpheios, neben dem Femininum τὴν αὐτὴν ὁλκάδα, statt οἶκον doch wohl αὖλιν gesagt, obschon jenes nicht als fehlerhaft bezeichnet werden kann. Fehlerhaft aber ist das Schlufsdistichon in dem Themistokles-Epigramm des Alpheios überliefert (VII 237, 5); für ἔγγραφε καὶ Σαλαμῖνα, Θεμιστοκλέους ἵνα σῆμα κηρύσσῃ Μάγνης δῆμος ἀποφθιμένου kann man, meine ich, folgendes schreiben: ἔγγραφε καὶ Σαλαμῖνα, Θεμιστοκλέους ἵνα πρῆγμα κηρύσσῃ Μάγνης σηκὸς ἀποφθιμένου. 'Das Grab zu Magnesia mit seinem Gemälde soll von dem Werke des Themistokles Zeugnis ablegen'; πρῆγμα κηρύσσειν scheint mir näherliegend, als λῆμα (Jac.) κ. und φήμην oder ἀγῶνα κ., woran ich früher dachte; σηκός ist in gleicher Weise z. B. 570, 4 gebraucht (ἀθάνατοι μὲν αὐτὸν ἔχουσι θεοί, σῶμα δὲ σηκὸς ὅδε).

Manche scheiden zwischen Epigrammen des Messeniers Alkaios und des Mitylenäers; zu einem übereinstimmenden Urteil sind diese Kritiker nicht gelangt, ja es begiebt sich beispielsweise, dafs der nämliche Kritiker hier 3 der fraglichen Epigramme als dem Messenier

'notwendig zuzuweisende', bald darauf an anderem Orte als 'durchaus unsichere' bezeichnet. Die Mitylenäischen Epigramme sollen einen 'einheitlichen Charakter tragen'; in der That zeigen sie Verwandtschaft, nur scheint die Verwandtschaft so weit ausgedehnt, dafs sie auch Messenische miteinschliefst. Denn was vom Korrektor zu VII 1 bemerkt ist: *οὗτος ὁ Ἀλκαῖος οὐκ ἦν ὁ Μιτυληναῖος ὃς ἦν ἐν τοῖς χρόνοις Πιττακοῦ*, enthält m. E. die naheliegende Erklärung über den Ursprung des falschen Lemma. Einer giebt das Homerepigramm VII 5 dem Messenier, ein anderer das Epigramm auf Hipponax VII 536 dem Mitylenäer, und doch entspricht der schroffe Ton, mit dem die Ansprüche der Salaminier auf Homer trotz des goldenen Standbildes zurückgewiesen werden, dem Charakter des Hipponaxgedichtes dermafsen, dafs die Identität des Autors ziemlich einleuchtend erscheint; diese ergiebt sich auch, meine ich, für das Marsyasepigramm aus Planudes und für das Erosepigramm V 9 bei Vergleichung der Wendungen: *θνατὸς ἐὼν θείαν εἰς ἔριν ἠντίασας* (XVI 8, 6) und *τί πλέον εἰ θεὸς ἄνδρα καταφλέγει* (V 9, 3). Ich bin keineswegs der Meinung, dafs alle Epigramme, welche unter Alkaios' Namen, mit oder ohne Gentile, gehen, wirklich dem Dichter aus Messene gehören; so wollte ich für das Phidisepigramm *Ἀρχίου* statt *Ἀλκαίου* setzen, doch wird sich besinnen, wer *νῦν σφιγγὸς γρίφους Οἰδίπος ἐφρασάμην* (VII, 429, 8) neben *ἤκαχον ἐκ Μουσέων γρῖφον ὑφηνάμενοι* liest; denn der zweite Vers ist jedenfalls von dem Messenier; ebenso mag man sich dem Kybeleepigramm gegenüber skeptisch verhalten; doch was hier entscheidet, ist nicht das Thema, sondern Behandlungsweise und Ausdruck. Bei XII 29 (*Πρώταρχος καλός ἐστι καὶ οὐ θέλει, ἀλλὰ θελήσει ὕστερον*) möchte ich *Ἀλκαίου* in *Μαικίου* verwandeln (*Θερμαίνει μ' ὁ καλὸς Κορνήλιος· ἀλλὰ φοβοῦμαι τοῦτο τὸ πῦρ* V 116); das folgende, wenig feine Epigramm XII 30 sollte vielleicht *Ἀδαίου* statt *Ἀλκαίου* zur Aufschrift haben: man vgl. X 20. Indes läfst sich die Alkaiosfrage, die Bestimmung seines anthologischen Eigentums nicht mit wenigen Zeilen erledigen; nur dagegen möchte ich Einwand erheben, dafs man einen Epigrammendichter Alkaios von Mitylene, der nicht existiert hat, gelten läfst, ja diesem Schatten Rechte einräumt, die noch über die Ansprüche byzantinischer Unkenntnis hinausgehen.

III.

Aus dem Staube der Toten erstehen Ähren (*ὀστέων κόνις ἀστάχυες*) sagt VII 87 Diogenes von Laerte; umgekehrt besagen die Epigramme VII 280 und 281 (nebst 176), dafs es sündhaft und segenlos sei, über die Decke der Toten des Gewinnes wegen den Pflug zu führen; VII 281 ist so überliefert:

Ἡρακλείδου.

Ἄπισχ' ἄπισχε χεῖρας, ὦ γεωπόνε,
μηδ' ἀμφίταμνε τὰν ἐν ἠρίῳ κόνιν·
αὐτὰ κέκλαυται βῶλος· ἐκ κεκλαυμένας δ'
οὔτοι κομάτας ἀναθαλήσεται στάχυς.

Die zweifelhafte Form *ἀναθαλήσεται* (auf Quint. XI 96 darf man sich nicht berufen, da hier *θαλέθουσι* für *θαλέουσι* handschriftlich hergestellt ist) hat Plan., *ἀναθαλύσεται* der Palatinus. Die alten Schreiber mochten wohl, beim Gedanken an die aufblühenden Keime, auf *θαλ* — gekommen sein; den einfachen korrekten Ausdruck zeigen Stellen wie Thucyd. III 58: *ὅσα τε ἡ γῆ ἡμῶν ἀνεδίδου ὡραῖα*. Noch findet sich neben dem fraglichen Verbum ein müfsiges Pronomen in dem Epigramm, und mit der Änderung von *αὐτὰ* in *αὕτα* ist nicht viel gewonnen. Man erwartet an der betonten Stelle zu Anfang des Verses einen Begriff, der zu *κέκλαυται* und *κεκλαυμένας* antithetisch gefafst werden kann, und hätte diesen wohl längst eingesetzt, wenn

δέδευται statt *κέκλαυται* folgte; 'auf die trockene Erde fielen die Thränen', *ἐκ βώλου διψάδος* heifst es VII 209, bei Hesych. *διψία κόνις· ξηρά* und *αὖοι· ξηροί*. Die beiden Trimeter lauten also:

αὖα κέκλαυται βῶλος· ἐκ κεκλαυμένας δ'
οὔτοι κομάτας ἀναδοθήσεται στάχυς.

(Für *αὖα κ. β.* könnte ich mich auf Anyte VII 208, 4 berufen, wenn ich mit den Emendationen *αὐαλέαν* oder *ἀρκαλέαν* einverstanden wäre; da aber von erster Hand nicht *φόνωι*, sondern *φοναι* geschrieben war, so wird man in *ἐπὶ δ' ἀργαλέᾳ βῶλον ἔδευσε φονᾷ* eine homerische Reminiscenz finden an K 521 *ἐν ἀργαλέῃσι φονῇσιν*.) Die Frage, ob obiges Epigramm oder das vorausgehende VII 280 von Isidor[1]) aus Aegae Imitation ist, hat man noch nicht beantwortet. Als den Verfasser von VII 281 betrachtet man Heraclides von Sinope, den Dichter des Philippischen Kranzes; von ihm ist VII 392 (*Ἡρακλείδου Σινωπέως* lautet die Aufschrift; es beginnt mit *λαῖλαψ καὶ τρόφι κῦμα*: so ist m. E. zu korrigieren nach Il. *Λ* 307). Der Wegfall des gentile bei VII 281 spricht nicht gegen den Dichter von Sinope; keine Entscheidung giebt die Stellung des Gedichtes (zwischen einem Philippischen und einem Meleagrischen Epigramm), vielleicht aber der Dialekt, der veranlassen könnte, das Gedicht vielmehr dem Heraclit aus Halicarnafs zuzuweisen. Von diesem haben wir VII 465 das Epigramm auf die unglückliche Mutter, welche das eine der beiden Kinder mit sich nimmt ins Totenreich, das andere zum Trost des um sie trauernden zurückläfst. Es beginnt:

Ἁ κόνις ἀρτίσκαπτος, ἐπὶ στάλας δὲ μετώπων
σείονται φύλλων ἡμιθαλεῖς στέφανοι·
γράμμα διακρίναντες, ὁδοιπόρε, πέτρον ἴδωμεν,
λευρὰ περιστέλλειν ὀστέα φατὶ τίνος.

Die Wanderer stehen vor der Stele, deren Inschrift durch Blätter- und Blumengewinde dem Auge der Ankömmlinge zunächst entzogen ist; *γράμμα* kann neben dem Praeteritum *διακρίναντες* nicht von der Schrift verstanden werden, einen Gegensatz zur Schrift oder zum Stein mit der Schrift würde das Wort bezeichnen, das hat Weifshäupl richtig bemerkt; ein Gemälde bedeutet es auch nicht (in diesem Fall hätte der Dichter wenigstens eine Andeutung über den Inhalt des Bildes gegeben); der Gegensatz zur Inschrift ist hier das sie verdeckende Kranzgewinde, dies soll der Wanderer trennen und lichten (*διακρίνειν*), um die eingegrabenen Worte zu erkennen. So verlangen der Zusammenhang, das verbum *διακρίνειν*, das Participium der Vergangenheit anstatt *γράμμα* ein Wort in dem Sinne von *στέμμα*, *πλέγμα*, vgl. V 285, 3: *διακρίνει πλέγματα μισγομένοις*, V 254, 13 und *ὑγρὸν ἐνιπλέξας ἅμματι δεσμὸν ἔχω* V 226, 4. Dafs die Randbemerkung des Palatinus zu dem folgenden Vers, die mit *γρ.* beginnt (*γρ. λευρὰ ἢ ἄλλως πως: λευκά*), zur Verwandlung von *ἅμμα* in *γράμμα* beitrug, läfst sich weder behaupten noch leugnen; der Sinn aber verlangt eine Fassung wie: *ἅμμα διακρίναντες, ὁδοιπόρε, πέτρον ἴδωμεν*. Ich möchte annehmen, dafs die beiden Epigramme VII 281 und 465 denselben Verfasser haben, jedenfalls wird man sich bei VII 281 eher für den Dichter aus Halicarnafs als

1) Zu den ansprechendsten Gedichten des Philippischen Kranzes gehört Isidors Epigramm auf den Vogelfänger (VII 156), dessen Reichtum die Leimrute ist und dafs ihn die Gunst keines Mächtigen kümmert. Im Schlufsvers (*παισὶ λιπὼν ἰξὸν καὶ πτερὰ καὶ καλάμους*) verlangt v. Wilamowitz *καὶ ἧέρα* für *καὶ πτερά*. Selbst auf eine Änderung mit eleganter Metrik wird man verzichten, wenn man folgenden (von Holzinger mit dürftigem Kommentar ausgestatteten) Vers im Lycophron liest, 105: *λῃστὴν ἐμπταίσασαν ἰξευτοῦ πτερῷ*.

für den aus Sinope und hiermit für die Priorität des Epigramms gegenüber Isidors Gedicht entscheiden. Ist meine Annahme richtig, so dürfte man eine Anspielung an *ἄπισχ' ἄπισχε χεῖρας* in den Worten des Kallimachos (*ἀηδόσιν*) *'Αίδης οὐκ ἐπὶ χεῖρα βαλεῖ* VII 80, 6 finden: denn sie gehören dem Abschiedsgrufs an, den Kallimachos an seinen Freund, eben diesen Heraklit, den Verfasser der *ἀηδόνες*, gerichtet hat.

IV.

Dafs die Palatinischen Randbemerkungen zu den Pratalidas-Epigrammen (VII 448 f.) in Unordnung geraten sind (wegen der falschen Interpretation von *Λυκάστιος* durch den Lemmatisten und wegen der Entstellung des zweiten Lemma durch den Korrektor), habe ich anderwärts dargelegt. Auch der Epigrammentext ist nicht in Ordnung. Hier kann ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken.

488 *Πραταλίδα τὸ μνᾶμα Λυκαστίω, ἄκρον ἐρώτων*
εἰδότος, ἄκρα μάχας, ἄκρα λινοστασίας
ἄκρα χοροιτυπίας· χθόνιοι ....
τοῦτον Κρηταιεῖς Κρῆτα παρῳκίσατε.
489 *Πραταλίδᾳ παιδεῖον Ἔρως πόθον, Ἄρτεμις ἄγραν,*
Μοῦσα χορούς, Ἄρης ἐγγυάλιξε μάχαν.
πῶς οὐκ εὐαίων ὁ Λυκάστιος, ὃς καὶ ἔρωτι
ἆρχε καὶ ἐν μολπᾷ καὶ δορὶ καὶ στάλικι;

Der Autorname *Λεωνίδα Ταραντίνου* findet sich zwar in Rasur, aber die noch lesbare radierte Bemerkung steht in keinem Zusammenhang mit der Autorüberlieferung. Trotzdem darf man zweifeln, ob die beiden Tetrasticha von Leonidas sind; die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dafs sie von dem Sidonier Antipater stammen, in dessen Gedichten sich zahlreiche und auffällige Parallelen zu den Wendungen obiger Epigramme finden; doch beweisen läfst sich die Autorschaft des Sidoniers durch keine Parallelen, da dieser immer als Nachahmer des Leonidas bezeichnet werden kann. Ebenso will ich nur vermutungsweise anführen, dafs die Aufschrift *Λεωνίδα* vielmehr zu dem vorhergehenden, dem Kallimachos zugewiesenen Epigramm gehöre. Dieses lautet (VII 487):

Σύντομος ἦν ὁ ξεῖνος, ὃ καὶ στίχος· οὐ μακρὰ λέξω·
Θῆρις, Ἀρισταίου, Κρὴς ὑπ' ἐμοί. Δολιχός.

Der Name *Θῆρις* begegnet nicht bei Kallimachos, wohl aber bei Leonidas (nebst *Θηρίμαχος*). Übrigens ist *δολιχός*, das man in gekünstelter Interpretation als Einwand des Dichters selbst oder des Verstorbenen gegen das überflüssige *ὑπ' ἐμοί* fafst, mit Meineke u. a. zurückzuweisen; gewifs giebt der Dichter mit *δόλιχον* eine Angabe über Theris, und man hat Meinekes Konjektur nur deswegen beanstandet (und mit Recht), weil die Ergänzung von *νικήσας* trotz gesuchter Knappheit des Ausdrucks unzulässig scheint. Im Pal. steht nicht *ὑπ' ἐμοί*, sondern *ἐπεμοὶ* von erster Hand; ein bestimmter Sieg des Theris ist hier offenbar nicht gemeint, er wird nur als Dolichodrom bezeichnet, auf diese seine Thätigkeit der Leser der Inschrift aufmerksam gemacht. Nun vergleiche man Iph. Aul. 212 *ἅμιλλαν δ' ἐπόνει ποδῶν* (auch A. P. VII 65, 2; 212, 4; IX 586, 6); *ἐπόνει* wurde zunächst zu *ἐπ' ἐμοί*, dann zu *ὑπ' ἐμοί* bei Planudes; danach lautet der Pentameter:

Θῆρις, Ἀρισταίου, Κρής· ἐπόνει δόλιχον.

Die Pratalidas-Epigramme enthalten ein Spiel mit dem Namen; denn wie man weifs, verhält sich *Πράταλος* und *Πραταλίδας* zu *πρᾶτος* (d. i. *πρῶτος*) wie *Σίμαλος* zu *σιμός*; 'er war in jeder Hinsicht, was sein Name besagt' meint der Dichter, daher wiederholtes *ἄκρα* und *ἄρχε*. Eine Nachahmung giebt, was man übersehen, ein Epigramm, dessen Verfasser dem Antipater näher steht als dem Leonidas, das Epigramm des Krinagoras auf *Πρώτη* V 107: *οἴχεαι, ὦ χαρίεσσα γύναι, καὶ ἐς εἴδεος ὥρην | ἄκρα καὶ εἰς ψυχῆς ἦθος ἐνεγκαμένη· | Πρώτη σοι ὄνομ' ἔσκεν ἐτήτυμον.* Auch hier erscheint *ἄκρος* zur Definition von *πρῶτος*, die letzten Worte *ὄνομ' ἔσκεν ἐτήτυμον* erklären die Absicht des Epigramms, und zugleich zeigt dieses, dafs man Pratalidas nicht als eine von dem Dichter erfundene Persönlichkeit zu fassen hat; wenigstens gilt dies nicht für die Lesbierin *Πρώτη*, welcher Krinagoras sein Epigramm gewidmet hat. — Die bisherigen Ergänzungen von 488, 3, die meist (mit Änderung von *Κρηταιεῖς* in *Κρηταιεῖ*) den Pratalidas zum Genossen des Minos in der Unterwelt machen, halte ich für mifslungen, denn man beachtete nicht die Stelle, welche m. E. für die Ergänzung mafsgebend ist. Der Schiffbrüchige, dem man die Ruhestätte zu nahe dem Meere bereitet hat, klagt bei Antipater VII 287, 4: *τί μ', ἄνθρωποι, τῇδε παρῳκίσατε*; im Pratalidasepigramm redet der Dichter die Kreter an: Ihr habt den herrlichen Kreter unter der Erde in Trauer, mit Klagen gebettet (vgl. Athenaeus 561 E) oder er frägt, warum sie einen der Ihrigen ziehen, fern von ihnen im Totenreich weilen liefsen; den Sinn der Stelle geben, meine ich, folgende Ergänzungen: *χθονίοις* ⟨*δ' οἰκτρῶς στενάχοντες*⟩ | *τοῦτον Κρηταιεῖς Κρῆτα παρ.*, oder *χθονίοις* ⟨*πῶς δαίμοσιν ἄνδρα*⟩ oder *χθονίοις* ⟨*τίπτ' ἐσθλὸν ἀφέντες*⟩. — Für den Sidonier dürfte man nicht geltend machen, dafs sich die spondeische Messung von *Ἄρης* (mit ᾱ in der Thesis) zwar bei diesem (IX 323, 3), nicht aber bei Leonidas finde; denn in den Worten *Ἄρης ἐγγυάλιξε μάχαν* ist das Objekt wenig passend, Subjekt und Objekt haben wohl ihre Stelle im Verse zu tauschen; nicht *μάχην ἐγγυαλίξαι* erwartet man, sondern *ἀλκήν* vgl. Hes. Fr. 225: *ἀλκὴν μὲν γὰρ ἔδωκεν Ὀλύμπιος Αἰακίδῃσι*, also 489, 2: *Μοῦσα χορούς, ἀλκὰν ἐγγυάλιξεν Ἄρης* mit chiastischer Stellung der beiden Objekte und Subjekte. — Auf zwei inhaltlich verwandte Gedichte Antipaters komme ich hier nur, um eine textkritische Bemerkung beizufügen. VII 467 enthält die Klage der Mutter, welcher den zwölfjährigen Artemidor der Tod entrissen hat:

ὤλετ' ἐμᾶς ὠδῖνος ὁ πᾶς πόνος ἐς†πόνον, ἐς πῦρ·
ὤλεθ' ὁ παμμέλεος γειναμένου κάματος.

'Umsonst hat ihn die Mutter geboren, der Vater erzogen'; die beiden Gedanken enthält das Distichon in parallelem Ausdruck; *παμμέλεος* und *παμμελέου* ist gleich verfehlt; nicht blofs *ὤλετο* stand doppelt, sondern auch *ὁ πᾶς*, aber *ὁ πᾶς* (Kaibel) *μέλεος* (Sternbach) genügt nicht; es entsprechen einander *πόνος* — *κάματος*, *ἐμᾶς* (sc. *ματρός*) — *γειναμένου* (VII 140, 3 ist *σπείρεν μὲν Πρίαμος* zu schreiben); in *μελεος* mufs ein dem vorhergehenden *ὠδῖνος* korrespondierender Genetiv gesucht werden zur Bezeichnung der Sorge und Pflege, welche der Vater dem Sohne angedeihen liefs. Ursprünglich stand nicht *μελεος*, wie man meint, sondern *μελετης*, also hat man zur Herstellung des erforderlichen Genetivs nur einen Buchstaben beizufügen. Das fehlerhafte *ἐς πόνον*, *ἐς πῦρ* (das zweite *ἐς* fehlt im Pal.) hat man in *ἐς σπόδιον*, in *ἐς στονόεν πῦρ* verwandelt, und diese Konjektur ist von Dübner aufgenommen; Sternbach findet sie nicht befriedigend, mit Recht; um auszudrücken 'es war umsonst', stand vor dem metaphorischen *ἐς πῦρ* der einfache, schlichte Ausdruck, auf den seltsamerweise niemand kam, *ἐς κενόν*; wer erinnert sich nicht des Wortes über den Undank: *φαῦλος ἀνὴρ πίθος ἐστὶ τετρημένος, εἰς ὃν*

ἀπάσας ἀντλῶν τὰς χάριτας ἐς κενὸν ἐξέχεας? und A. P. XI 8, 2 liest man *ἐς κενὸν ἡ δαπάνη*. So ergiebt sich das Distichon:

ὤλετ' ἐμᾶς ὠδῖνος ὁ πᾶς πόνος ἐς κενόν, ἐς πῦρ,
ὤλεθ' ὁ πᾶς μελέτας γειναμένου κάματος.

(*μελέτας*, nicht *μελέτης*, denn der Schreiber vernachlässigt auch sonst das Dorische; im vorletzten Vers des Epigramms ist wohl *οὐδ' ἐς ἐφηβείας ἤλθες τέλος* für *ἐφηβείαν* und *τέκος* zu schreiben.) Vergleichen läfst sich mit dieser Klage der Mutter das Niobeepigramm (von Bassus) VII 386, dessen lückenhafter Pentameter nicht durch Einfügung von *θερμόν* oder *λευκόν* oder *ὑγρόν* zu ergänzen ist, sondern m. E. ursprünglich '*δύσμορος, ἡ μαστῶν* <*στάζον*> *ἔπηξα γάλα*' lautete.

Das zweite Antipaterepigramm, das ich oben meinte, ist dem jugendlichen Ptolemaios gewidmet (Clinton nennt ihn Sohn des Philometor, mit gleichem Recht dürfte man ihn als Sohn des Physkon bezeichnen). Zwischen VII 241 und dem herrenlosen Orpheusepigramm (VII 10) besteht auffallende Verwandtschaft in Ausdruck und Gedankengang: man vergleiche namentlich die parallelen Disticha, in welchen die Klage der Musen und des Apollo um Orpheus, die Trauer der Selene und der Gestirne um Ptolemaeus geschildert werden (*καὶ δ' αὐταὶ — Μοῦσαι* VII 10, 5; *καὶ δ' αὐτὰ — Σελάνα* VII 241, 7). Überhaupt läfst sich fast jede Wendung, jedes Wort in VII 10 durch Parallelen aus Antipater belegen, so dafs man sagen mufs, VII 10 stammt entweder von Antipater selbst oder, wenn dieser nicht zwei Orpheusepigramme gedichtet hat, von einem Nachahmer, der die Art des Sidoniers getreuer und geschickter als andere wiedergab. In dem zweiten Distichon auf Ptolemaios (*πολλὰ τιθηνητὴρ ὀλοφύρατο, χερσὶν ἀμήσας ἀνδρομάχοις δνοφερὰν — κόνιν*) hat die Änderung des verkehrten *ἀνδρομάχοις* in den Eigennamen *Ἀνδρόμαχος* trotz Poybius allgemeinen Beifall nicht gefunden, und so darf ich wohl meine Vermutung *ἐνδόμυχος* noch anführen: der treue Pfleger sucht seine Trauer über den Tod des Zöglings fremden Blicken zu verbergen (vgl. Tac. Ann. IV 8). Der dritte Pentameter lautet: *καὶ πλατὺς Εὐρώπας ἐστονάχησε δόμος*; die Erklärer verstehen hier unter *Εὐρώπα* den Erdteil, also 'Ägypten trauert (V. 5) und das weite Europa'; nach Stellen wie '*Ἑλλάδος νομός* (Rhes. 477), *ἀμφιθάλασσον νομόν* (Pind. Ol. VII 33) wäre m. E. *δόμος* in *νομός* zu verwandeln, um Europa mit seinem weiten Bereich zu bezeichnen, und ich würde bei meiner Änderung *πλατὺς Εὐρώπας νομός* bleiben, wenn nicht der ältere Antipater das Epigramm verfafst hätte. Der Dichter von Sidon denkt bei (*κλυτὸς*?) *Εὐρώπας δόμος* nicht an den Erdteil, sondern an die alte Heimat der Tochter des Phoinix; 'um den Königssohn trauern Ägypten und das benachbarte Phönicien'. So hat man nicht, wie ich früher meinte, *εὐρείτας ἐστονάχησε Μέλας* (*Μέλας* als seltenere Form für Nil) zu setzen, noch läfst man dem Sidonier einen Ausdruck, der mehr ein Beweis von Ungeschick als der Ton 'höfischer Schmeichelei' wäre.

V.

An die Epigramme VII 658—664, welche sich nicht blofs in der Pal. Anthologie, sondern auch in den Theokrithandschriften finden, hat man vor nicht langer Zeit merkwürdige Kombinationen geknüpft; betont hat man dabei für VII 660 und 661 die Übereinstimmung des Planudes mit der Autorüberlieferung der Theokrithandschriften, die Differenz zwischen jenem und dem Palatinus: in seine Anthologie hat Planudes diese Epigramme so wenig aufgenommen als die anathematischen Theokritepigramme A. P. VI 336—339; sie fehlen nicht blofs im Autographon

des Planudes, sondern auch in den älteren Ausgaben; was über die Planudea für diese Partie gesagt werden konnte ist, daſs sie von jenen 7 Gedichten ein einziges (VII 662) aufgenommen hat und hier nicht mit den Theokrithandschriften, sondern mit dem Palatinus stimmt. Die Reihenfolge der Epigramme ist, wie man bemerkt hat, bei Theokrit und im Palatinus die gleiche bis auf eine Differenz; VII 658 kommt bei Theokrit erst zwischen 661 und 662; der Grund dieser Anomalie ist leicht anzugeben, die Theokrithandschriften bewahrten die Reihenfolge der gemeinsamen Vorlage, der byzantinische Redactor der Anthologie stellte absichtlich um, weil die beiden Epigramme 658 und 659 einen Eurymedon nennen und darum als zusammengehörig betrachtet wurden. Auf genauere Untersuchung der einzelnen Epigramme dieser Reihe ist die jüngst erschienene Leonidasausgabe nicht eingegangen; ich will hier zur Entscheidung einer wesentlichen Controverse wenigstens ein Epigramm berühren; VII 660 lautet:

Ξεῖνε, Συρακόσιός τοι ἀνὴρ τόδ' ἐφίεται Ὄρθων·
χειμέριος μεθύων μηδαμὰ νυκτὸς ἴοις·
καὶ γὰρ ἐγὼ τοιοῦτον ἔχω μόρον· ἀντὶ δὲ βώλου
πατρίδος ὀθνείαν κεῖμαι ἐφεσσάμενος.

Für überliefertes *ἀντὶ δὲ πολλῆς* schreibe ich *ἀντὶ δὲ βώλου*; von *τερπνῆς* kam ich auf *κοίτης*, weil ein Substantivum erforderlich; *βώλου* haben vor mir Heinsius, Hermann, Herwerden, Polak, einer unabhängig von dem andern, gefunden; auch giebt es der Parallelstellen so viele und treffende, daſs an der Richtigkeit der Emendation wohl niemand zweifeln kann. Auſserdem habe ich nicht *χειμερίας*, wie die Herausgeber, sondern *χειμέριος* mit dem Parisinus 2721 geschrieben; das adjektivische Praedicativum entspricht in solchen Wendungen der griechischen Ausdrucksweise (*τρέπεταί γε μὲν αὐτοῦ χειμέριος* Arat. 509), entspricht dem gesuchten Humor der Stelle und der Variation des Themas bei Antipater VII 398 insofern, als hier die Zeitbestimmung *ὄρφνης* auch ohne Attribut steht. Aber welche Autorüberlieferung ist die richtige? Die sich mit dem Epigramm befaſsten — und es sind ja nicht wenige —, entschieden sich teils für den Tarentiner, teils für Theokrit; ein dritter Dichter ist von keinem genannt. Da das ebengenannte Antipater-Epigramm auch als Vorlage, nicht bloſs als Imitation aufgefaſst werden kann, war die Lösung des Autorrätsels bei Vergleich der beiden Epigramme und ähnlicher Fälle von den Zahlen zu hoffen. So ergab sich mir:

α_1 (ξ. 130 + Σ. 1271 + τ. 380 + ἀ. 159 + τ. 374 + ἐ. 831 + Ὀ. 1029) 4174;
β_1 (χ. 1040 + μ 1304 + μ. 94 + ν. 1040 + ἴ. 290) 3768;
α_2 (κ. 31 + γ. 104 + ἐ. 808 + τ. 1270 + ἔ. 1405 + μ. 330 + ἀ. 361 + δὲ β. 1311) 5620;
β_2 (π. 765 + ὀ. 195 + κ. 86 + ἐ. 1276) 2322,

also:

$$\alpha_1 + \beta_1 = 4174 + 3768 = 7942; \quad \alpha_2 + \beta_2 = 5620 + 2322 = 7942.$$

Das Rechenexempel lehrt, daſs VII 660 weder von dem Tarentiner noch von Theokrit, sondern von dem Alexandriner Leonidas, daſs also die Epigrammengruppe 658—663 jedenfalls nicht aus dem Meleagrischen Kranze stammt; diesem sicheren Resultat möchte ich die Vermutung beifügen, daſs gerade das Epigramm des Alexandriners die differierende Autorüberlieferung veranlassen konnte; es läſst sich an einer Reihe von Epigrammen nachweisen, daſs der Name einer im Epigramm auftretenden Person die Autorangabe beeinfluſste (VII 369 verdankt möglicher-

weise nur dem ersten Verse *'Αντιπάτρου ῥητῆρος ἐγὼ τάφος* — seinen Autornamen *'Αντιπάτρου*); in der gemeinsamen Quelle der Anthologie und der Theokrithandschriften hat vielleicht ein Schreiber, dem bei *Συρακόσιος ἀνήρ* der Dichter aus Syrakus in den Sinn kam, *Θεοκρίτου* am Rande beigeschrieben; aus der Möglichkeit, daſs diese Randnotiz nicht bloſs auf das eine Epigramm, sondern auf die Epigrammengruppe bezogen wurde, läſst sich die Aufnahme der Epigramme in die Theokritsammlung und der Doppeltitel in der Anthologie erklären.

Hätte Planudes das Epigramm des Alexandriners berücksichtigt, so würde es bei ihm neben VII 398 in dem Kapitel *εἰς μεθύσους* erscheinen; die hierher gehörigen Epigramme sind eingehend von Dilthey und Preger behandelt, hier eine Bemerkung zu dem Epigramm auf die Zecherin Ampelis, deren tragisches Ende Ariston VII 457 berichtet. In der Kelter, nicht neben ihr, findet sie den Tod, da sie den schweren Humpen zu lüften versuchte:

πρὶν δ' ἀρύσαι μογερὰν ἔκαμεν χέρα· γραῦς δὲ παλαιὴ
ναῦς ἅθ' ὑποβρύχιος ζωρὸν ἔδυ πέλαγος.
Εὐτέρπη δ' ἐπὶ τύμβον ἀποφθιμένης θέτο σῆμα
λάινον οἰνηρῶν γείτονα θειλοπέδων.

Im zweiten Vers schreibt Dübner *ναῦς ἅθ'* (für *ὡς ναῦς*), obwohl Meineke selbst seine Konjektur verworfen hat; dieser beseitigt mit Recht wieder *ἅτε*, unwahrscheinlich aber ist die Änderung von *ὡς ναῦς* in das zweisilbige *νηύς*. Vielmehr hat Ariston die schwer belastete m. E. durch *ὁλκάς* bezeichnet, das mit dem Zusatz eines erklärungsbedürftigen Schreibers (*ὡς*) in den überlieferten Ausdruck sich verwandelte. Im letzten Distichon vermiſst man die Hauptsache: das Symbol der Zecherin, das auf dem Grabe stand; ihre Freude im Leben und die Ursache ihres Todes ist nicht genannt. Möglich wäre: *Εὐτέρπη δ' ἐπὶ τύμβον ἀποφ. θέτο ληνὸν λάινον*, möglich auch *θέτο σῆμα λάινον οἰνοχόην*; doch möchte ich folgende Fassung vorziehen, in der für *ἐπὶ — θέτο* Tmesis anzunehmen, für *τύμβον* mit Änderung eines Buchstaben das Wort gesetzt ist, das Becher bedeutet und auch an die Vergleichung der Alten mit dem Schiff erinnert:

Εὐτέρπη δ' ἐπὶ κύμβον ἀποφθιμένῃ θέτο σῆμα.

Ein Epithem ähnlicher Art findet sich auf dem Grabe der Myrtas VII 329, 3: *ἀλλὰ πίθος μοι, Σύμβολον εὐφροσύνης, τερπνὸς ἔπεστι τάφος.* Nach Antipater VII 353 *τὸ Βάκχου ἅρμενον οὐ Βάκχου πλῆρες ἔπεστι τάφῳ* am Schluſs des Myrtas-Epigrammes *τερπνὸς ἐπ. τάφῳ* oder *τερπνῷ ἔπεστι τάφῳ* zu schreiben, wäre natürlich verkehrt; der Nominativ ist am Platze, nur *τάφος* zu allgemein; es konnte (*ἔπεστ'*) *ὄροφος* stehen oder *λόφος* mit einer durch den Ton des Epigramms gerechtfertigten Hyperbel; doch ist *τερπνὸν ἐπ. βάρος* wohl anderem vorzuziehen, *βάρος* in antithetischer Beziehung zu *βαιὴ* (= *κούφη*) *κόνις*. Das Epigramm, das Dilthey dem Julian oder einem verwandten Dichter zuweist, erinnert an Makedonios (vergl. namentlich XI 63: *αὐτὰρ ἐμοὶ κρητὴρ μὲν ἔοι δέπας, ἄγχι δὲ ληνὸς ἀντὶ πίθου γλυκερῆς ἔνδιον εὐφροσύνης*); unstreitig aber giebt es in der Anthologie eine Menge von herrenlosen oder falsch betitelten Epigrammen, die dem Ägyptier Julian gehören, und da sich öfter auch, wie es scheint, mit dem Kyklos nicht zusammenhängende Reihen Julianischer Gedichte finden, so wird man anzunehmen haben, daſs eine besondere Sammlung von Epigrammen des Dichters vorlag, der zahlreiche Themata verschiedenartigster Vorgänger aufnahm und manches Thema in zahlreichen Variationen behandelte. Eine Julianreihe finde ich z. B. in VII 307—310; daſs das erste dieser

Gedichte nicht dem Paulus gehört, dem es der Korrektor zuweist, empfindet wohl jeder, der die Art des Paulus kennt[1]); auf Julian führt die Vergleichung mit VII 590 und ähnlichen Epigrammen; als eine Stütze meiner Auffassung darf ich es wohl betrachten, wenn das folgende Ep. 308 (*Λουκιανοῦ*) bereits von anderer Seite dem Julian zugesprochen ist; vielleicht mehr noch den Charakter desselben Dichters als den des Palladas trägt das *ἀδέσποτον* 309: *κεῖμαι μὴ γήμας, αἴθε δὲ μηδ' ὁ πατήρ*, ich erinnere nur an VII 605 auf den liebevollen Gatten, welcher der zu Grab getragenen Gattin jede Ehre zollt, weil sie ihm die Liebe so frühzeitiger Trennung erwiesen; 310 behandelt das Thema von dem Mörder, welcher den Gemordeten bestattet, um seine Schuld zu vergraben. Die Variation dieses Themas VII 581 trägt die Aufschrift *Ἰουλιανοῦ*

1) Dem Paulus glaube ich für das entzogene Epigramm ein anderes zuweisen zu dürfen. IX 397 auf Demetrios, den unwürdigen Sohn der ächten Spartanerin, gehört nicht in den Kreis der Palladasstoffe, zeigt aber nahe Verwandtschaft mit VI 84 (*Παύλου*) auf den Schild, der seinen Besitzer schützt und von diesem nicht preisgegeben wird; und nicht blofs einmal ist *Παύλου* zu *Παλλαδᾶ* geworden; denn dafs in der langen geschlossenen Kyklosreihe des 5. Buches das *ἐρωτικόν* V 256 nicht von Palladas, sondern von Paulus stammt, wird wohl zugegeben werden. Danach haben zwei Dichter des Kyklos, Paulus und Julian (IX 447), das Demetrios-Epigramm behandelt, und ebenso zwei Dichter des Philippischen Kranzes, Antipater Th. VII 531 und Erykios VII 230. In der Überlieferung des Erykios-Epigrammes scheinen die Worte: *ἀνίκ' ἀπὸ πτολέμου τρέσσαντά σε δέξατο μάτηρ, | αὐτά τοι φονίαν, Δαμάτριε, αὐτίκα λόγχαν* (*εἶπεν* — *ὠσαμένα*) tadellos, enthalten aber einen doppelten Schreibfehler. Die Variation des Themas IX 61 giebt den ersten Vers in der Fassung *γυμνὸν ἰδοῦσα Λάκαινα παλίντροπον*, also ist *δέξατο* zu verwandeln in *δέρξατο* (vgl. App. Pl. 166, 2: *δέρξατο τὰν κάλλευς πρῶτ' ἀπενεγκαμέναν*); im zweiten Vers ist *αὐτίκα* ein ähnliches Versehen wie (*Δώριος*) *αὖ μελέτα* VII 436 (Chaeremon?), das man längst in *ἀ μελ.* verwandelt hat; es folgte ursprünglich auf *μάτηρ* eine nachdrucksvolle Wiederholung in anderer Form: *ἃ τέκε*, dies beweist das Antipater-Epigramm, das teilweise auch im Wortlaut mit dem Erykios-Ep. übereinstimmt, VII 531, 3: *μάτηρ, ἅ σ' ἔτεκεν, Δαμάτριε.* — Näher als den Philippischen Dichtern und solchen des Kyklos lag das Demetrios-Thema denen, die zu Meleagers Kranz beisteuerten; aber die Palatinische Überlieferung kennt nur einen Meleager-Dichter für dieses Thema; doch folgten m. E. auf VII 432 ursprünglich 2 Demetrios-Epigramme, das eine von Damaget, welcher das Gedicht auf die Kämpfer um Thyrea VII 432 verfafst hat, das andere von Tymnes, welches durch Versehen des Schreibers wegfiel. Eine Vergleichung von VII 433 mit den Epigrammen des Damaget und des Tymnes ergiebt, dafs jenes von ersterem, nicht von Tymnes verfafst ist. (Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen, doch auf den eigentümlichen Gebrauch von *μερίς* in persönlicher Beziehung erinnern, der sich auch VII 355, 3 *ἱκανὴ μερίς* bei Damaget findet.) Da zu VII 432 das Autorlemma *Δαμαγήτου* geschrieben war, unterliefs es der Korrektor, die Identität des Verfassers für VII 433 zu bezeichnen. Von dem Tymnes-Epigramm aber hat der Palatinus nur das Lemma, Pseudo-Plutarch (Lacaenarum apophth. 241 a) das eine der beiden Distichen erhalten; das andere Distichon des Tymnes ist verloren; denn Tymnes wird dieses Epigramm wie seine übrigen tetrastichisch verfafst haben, es mag etwa folgendermafsen gelautet haben (mit einer Ergänzung des fehlenden Distichon, die natürlich nur den Sinn annähernd wiederzugeben sucht): ⟨*μάτηρ πάγχυ Λάκαινα κακὸν γόνον οὔτι Λάκωνα | κτεῖνε τρέσαντ' ἐσιδοῦσ', εἶπε δ' ἀμείλιχ' ἔπη*·⟩ *ἔρρε, κακὸν φίτυμα, διὰ σκότος, οὗ διὰ μῖσος | Εὐρώτας δειλαῖς μηδ' ἐλάφοισι ῥέοι.* Aus dem übereinstimmenden Anfang des zweiten Distichon von Tymnes und des Schlufsdistichon von Damaget (*ἔρρε, κακὸν φίτυμα* — *ἔρρε, κακὸν σκυλάκευμα*) erklärt sich der Wegfall des einen Epigramms. Und von einem dritten Dichter des Meleager stammt m. E. das *ἀδέσποτον* IX 61. Stilistische Eigentümlichkeiten (*εἶπε* eingeschoben in die direkte Rede, vgl. IX 585, 5 Dioscor.; *ῥηξαμένα φθόγγον*, vgl. *δάκρυα δ' οὐκ ἔρρηξε* VII 434, 3 Dioscor. und anderes derart) führen auf Dioscorides; diesem, der in Alexandria, jedenfalls in Aegypten lebte, nicht dem Diodor (wie das Lemma besagt), gehört auch das vorhergehende Epigramm IX 60 auf den Leuchtturm (vgl. 60, 4 mit VII 430, 10); so bedeutet wiederum autorloser Anschlufs eines Epigramms Identität des Verfassers für das erste und zweite Epigramm; seltsam wäre es auch, wenn Dioscorides das Demetriosthema nicht behandelt hätte; er hat vielleicht nicht die 'Spartaneranekdoten in das Epigramm eingeführt'; dafs er aber solchen Stoffen seine Aufmerksamkeit zuwandte, bezeugen die Epigramme auf Tynnichos VII 229, Othryades VII 430 und Demainete VII 434.

(das Distichon lautet: *ἀντὶ φόνου τάφον ἄμμι χαρίζεαι· ἀλλὰ καὶ αὐτὸς Ἴσων ἀντιτύχοις οὐρανόθεν χαρίτων*; für das unpassende *οὐρ.* ist m. E. *ὦχ' ἀμόθεν* zu setzen); und wenn er sich hier ebenso in Variationen gefiel wie bei den Versen auf das Kunstwerk des Myron, so dürften ihm auch die Epigramme VII 356—360 gehören, etwa mit Ausnahme von 358; dies könnte von Antipater, dem Jüngeren, sein (vgl. *αἷς με διεχρήσω* mit *διεχρήσασθε μέλισσαι* Antip. IX 302). Dafs dem Julian gleichwie dem Lucilius und dem Ammian manches von dem angeblichen Epigrammengut Lucians gehört, scheint erwiesen; nur soll man nicht Lucian völlig streichen aus der Zahl der Anthologie-Dichter. Den Wunsch des Freundes an den Scheidenden, dafs ihrer Freundschaft Lethes Trank nicht gelte, enthält VII 346: *τοῦτό τοι ἡμετέρης μνημήιον, ἐσθλὲ Σαβῖνε, | ἡ λίθος ἡ μικρὴ τῆς μεγάλης φιλίης. | αἰεὶ ζητήσω σε· σὺ δ', εἰ θέμις, ἐν φθιμένοισι | τοῦ Λήθης ἐπ' ἐμοὶ μή τι πίῃς ὕδατος.* Jener Wunsch beruht auf der Vorstellung, dafs der Trank aus Lethes Quell die Gemeinschaft des Toten mit den Lebenden auflöse; Lucian läfst (Dial. mort. 23) Protesilaos an Pluton die Bitte richten, dafs ihm noch einmal die Gattin zu sehen erlaubt werde; *οὐκ ἔπιες τὸ Λήθης ὕδωρ* fragt Pluton, um der Bitte nicht zu genügen, und *εἰ θέμις* erinnert an die Worte, die sich in dem gleichen Dialog finden *οὐ θέμις γενέσθαι ταῦτα οὐδὲ γέγονε πώποτε.* Zu dieser Verwandtschaft des Epigramms mit Lucians Dialog kommt, dafs jenes an *Σαβῖνος* gerichtet ist; einem Sabinus aber gilt Lucians Apologie, in welcher der Samosatener den Vorwurf eines Widerspruchs zwischen Schrift und That zurückweist; indem Lucian hier den Einwand durch Sabinus erheben läfst, erhält er Gelegenheit, von der Freundschaft zwischen ihm und diesem Zeugnis abzulegen (*ὦ φιλότης* 3, 8, *ὦ ἑταῖρε* 11, *ξυμβουλὴν φιλικὴν καὶ οἵῳ σοὶ χρηστῷ καὶ φιλοσόφῳ ἀνδρὶ πρέπουσαν*); seiner Wertschätzung des Sabinus konnte Lucian deutlicheren Ausdruck nicht geben als mit den Schlufsworten der Apologie, dafs ihm das Urteil aller andern gleichgiltig sei (*οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ*), wenn nur sein Thun keine Mifsdeutung erfahre von Sabinus. Da also Gedanken und Ausdruck auf Lucian führen, die *μεγάλη φιλία* (346, 2) in der Apologie bezeugt ist, so darf man wohl vermuten, dafs die Anrede des Epigramms *ἐσθλὲ Σαβῖνε* und die in der Verteidigung *ὦ καλὲ Σαβῖνε* von einem stammen und für einen bestimmt sind. Jedenfalls ist das Epigramm derart, dafs es in Lucians Kranz gefügt diesen nicht durch ein schmuckloses Blatt entstellt.

Die exspiratorische Betonung in der Heidelberger Volksmundart.

Von

Ludwig Sütterlin.

Die Betonungsverhältnisse der heutigen deutschen Mundarten hat man wissenschaftlich bis jetzt noch wenig untersucht. Einzelne Ansätze sind zwar hie und da gemacht worden, so von F. Kauffmann in seiner 'Geschichte der schwäbischen Mundart' und von O. Heilig in seiner 'Mundart des Taubergrundes'. Aber selbst diese berücksichtigen eigentlich nur die Unterschiede in der Tonhöhe und berühren kaum den Wechsel in der Tonstärke.

Und dennoch hätte eine genauere Untersuchung der Tonverhältnisse heutiger Mundarten nicht nur einen Wert für die Erkenntnis des Wesens dieser Mundarten und ihres gegenseitigen Unterschieds, sondern sie würde auch Licht werfen auf die geschichtliche Entwicklung des Deutschen überhaupt, und zwar in älterer wie in neuerer Zeit.

Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich der Art, wie die pfälzische Mundart in und um Heidelberg betont wird, seit längerer Zeit meine Aufmerksamkeit zugewendet. Ich habe mir Sammlungen angelegt und glaube, jetzt in manchen Punkten zu einigermafsen sicheren Ergebnissen gelangt zu sein. Leider betreffen meine Beobachtungen fast ausschliefslich die Art, wie die Mundart die Tonstärke verteilt. Über den Wechsel in der Tonhöhe wage ich wegen meiner geringen musikalischen Begabung und mangels genügender Kenntnisse auf dem musikalischen Gebiete vorerst nichts zu bestimmen.

Meine Beobachtungen suche ich möglichst übersichtlich mitzuteilen; glücklicherweise läfst sich auch die Masse der Erscheinungen leicht in Gruppen zusammenfassen. Bei den Beispielen bevorzuge ich volkstümliche Redensarten, weil sich die am ehesten unverändert erhalten und besonders dem Einflusse der Schriftsprache am zähesten widerstehen. Wo ich andere Beispiele gebe, sind mir diese von Kindheit auf geläufig, oder ich habe sie des Öfteren in Heidelberg untrüglich aus dem Munde von Pfälzern gehört.

Bei der Betonung selbst unterscheide ich in der hergebrachten Weise zwischen Haupttonigkeit, Nebentonigkeit und Unbetontheit oder Tonlosigkeit; manchmal genügt mir auch die Gegenüberstellung von Betontheit und Unbetontheit.[1])

1) Der Einfachheit wegen habe ich mich in der Schreibung meist an die hergebrachte Übung gehalten. Doch habe ich ab und zu — gleichsam als Muster gröfserer Genauigkeit — für die landläufigen Schreibungen *e* und *er*, die in unbetonten Silben ja einen sehr kurzen *e*- und *a*-Laut bezeichnen, auch die besser entsprechenden Zeichen *ə* und *ɐ* (umgekehrtes *e* und *a*) angewendet. Für den Laut, den die gewöhnliche Schrift durch *sch* wiedergiebt, benutze ich neben *sch* auch *š*.

A. Der Silbenton.

Die einzelne Silbe ist in der Mundart gewöhnlich eingipfelig betont, gleichviel ob der Vokal darin lang oder kurz ist: *Gótt, tōt, Tritt, līt* 'Lied', *būt* 'Bütte', *mūt, géwə* 'geben', *néwə* 'neben', *sátt, rāt* 'Rad'. So werden auch die Diphthongen eingipfelig betont: *háos* 'Haus', *náe* 'neu', *bellt, kúmmt.*

Neben der eingipfeligen Betonung findet sich bei langvokalischen und diphthongischen Silben aber auch die zweigipfelige (schleifende, zirkumflektierende): *gūt, brōt, šāt* 'schade', *bēs* 'böse', *wīšt* 'wüst, unschön', *mõĩⁿ* 'mein'. Aber wie es scheint ist diese Doppelgipfeligkeit nur am Satzende möglich und dann besonders da häufig, wo der Satz nur aus einer Silbe besteht.

Am Silbenschlufs sind die kurzen Vokale stark geschnitten, die langen schwach geschnitten: *gé-wə* 'geben', *nē-wə* 'neben'.

B. Der Wortton.[1])

In dem einzelnen einfachen Wort hat in der Regel die erste Silbe den Hauptton: *némə* 'nehmen', *fátɒ* 'Vater', *hórnis* 'Hornisse', *dútsət* 'Dutzend', *mēdəlšɒ* 'Mädchen' (plur.), *báeštəlšə* 'kleiner Bausch', *álti* 'alte' (fem.).

Ausgenommen sind natürlich, wie in der Schriftsprache, die Bildungen, die eine fremdsprachliche Endung angenommen haben: *Glasúr, hausírə* 'hausieren', *gundáe* 'Gundtei', *dechənáe* 'Dekanei' (kath. Pfarrhaus bei der Jesuitenkirche).

Merkwürdig ist die Betonung der mehrsilbigen Vokative bei lautem Rufe. Hier kann entweder die erste Silbe starktonig sein oder die letzte; so hört man entweder *Kárlšə* 'Karlchen' oder *Karlšé, Grétəlè* 'Gretchen' neben *Grètəlé*; ja von einer Mutter, einer Heidelberger Bauersfrau, klingt mir seit 20 Jahren der Ruf im Ohr, mit dem sie ihr Töchterchen nach Hause befahl: *Grètəlú* (mit sehr hochtonigem *u*).

Einzelstehende Ausnahmen, die zweifelsohne aus der Schriftsprache übernommen wurden, sind: *Holúnɒ* 'Holunder' (neben rein mundartlichem *hólɒ*), *wachólɒ* 'Wacholder' (neben *wácholta* und handsch. *wáχltɒ*, Lenz, Handschuhsheimer Dial., Progr. Konstanz 1888), *lewéndiš* 'lebendig' (auch taubergr. *lawénti*, Heilig, Wrtb. d. ostfr. Mundart d. Taubergrundes, Progr. Realsch. Heidelberg 1894).

In den zusammengesetzten Wörtern sind die alten Vorsilben *gə-, vɒ-* 'ver-', *ɒ-* 'er-' natürlich immer in den verbalen Bildungen unbetont: *gəlítə* 'geläutet', *vɒlófə* 'verlaufen', *vɒgródə* 'mifsraten', *ɒláwə* 'erlauben'. In Verbindung mit einem Nomen scheint von diesen Vorsilben mundartlich nur *gə-* vorzukommen, und zwar unbetont wie in der Schriftsprache: *gəbíš* 'Gebüsch', *gnits* 'verschlagen' (mhd. *genütze*).

Sonst sind die Vorsilben in nominalen Zusammensetzungen betont wie in der Schriftsprache: *fórtl* 'Vorteil', *úⁿmūs* 'Last, Unmufse', *únaɒt* 'Unart', *úⁿglik* 'Unglück', *íwɒmùt* 'Übermut', *ínəwèniš* 'inwendig', *áusəwèniš* 'auswendig'.

Bei den Zusammensetzungen, deren beide Glieder Nomina sind, ist ein Unterschied zu machen nach dem Alter. Die alten Bildungen betonen das erste Glied. Hierhin gehören ohne Ausnahme alle die Formen, deren erstes Glied kein Genetiv ist oder war: *Déckbett, Wíckelkind,*

1) Den Hauptton bezeichne ich im folgenden einfach mit ', den Nebenton mit `.

Lítsl 'Leitseil', *Schóckelgaul* 'Schaukelpferd', *Wíngat* 'Weinberg', *Schṓfhammel, Bútzsailə* 'Ferkel', *Áisəhafə* 'Eisenhafen', *Bretéllhemm* 'Hemd mit Bretell', *Háupštros* 'Hauptstrafse', *Márschdal* 'Marstall', *Náchkšer* 'Nachtgeschirr', *Schdádtscheffə* 'städtischer Armenarbeiter', *Bínsəbū* 'Binsenbube', *Áiləferšdn* 'Eulenförster', *Lóckəfranzl* 'Lockenfranzel', *Hélləfáin* 'Höllenfeuer', *Súnnəblickə* 'kurzer Sonnenschein (von der Länge eines Augenblicks)', *Wéckschnìdə* 'Weckschnitte', *Níxkennn* 'Nichtswisser', *də Muttergóttes-Hormuth* 'ein Landwirt Hormuth, an dessen Haus ein Bild der Muttergottes angebracht war (in der Neugasse)', *di Kúšwáikətn* 'eine Frau Landwirt Schweikardt, deren Mann nur Kühe besafs', *di Gésešwáikətn* 'eine Frau Schweickart, die Geisen hielt'. Hierher gehören besonders auch heutige Ortsbezeichnungen, wie *Físchmark, Kórnmark, Háimark, Mándlgass* 'Mantelgasse', *Št́ᵉⁿgass* 'Steingasse', *Fáhrgass* 'Fahrtgasse'. *Karfréitāch* steht wohl im Gegensatz zu *Karsámstāch, Ōschtersúnntāch* zu *Ōschdermóntāch.*

Aber das erste Glied wird in derartigen Zusammensetzungen auch dann betont, wenn es einen alten Genetiv fortsetzt: *Kárlsburg, Kárlsthor, Kárlsruh, Báuamtsgàss (Bauámtsgass), Éselspād, Éntepūl, Krā́mergàss, Páffegàss, Kéršegèssel, Júddekìršof* 'Judenkirchhof', *Friedrichštròss, Bíssemergàss, Philosóphewèš.* Diese Bildungen sind deswegen bemerkenswert, weil in den jüngeren Verbindungen ein vorgestellter Genetiv nicht betont wird (s. S. 6 f.). Thatsächlich wurde in den vorerwähnten Fällen der Genetiv auch nicht mehr als selbständiges Wort gefühlt, sondern diese Formen mit den alten Verbindungen wie got. *bruþfaþs*, ahd. *tagosterro* zusammengeworfen und demgemäfs betont. Im Grund genommen ist es bei manchen Wortgebilden, wie *Klíngeteich, Kéttegass, Sáigessel, St.-Ánna-Gass,* auch schwer, wenn nicht unmöglich, die Art der Zusammensetzung genau anzugeben.

Freilich spricht gegen diese Erklärung eine Erscheinung, die sich bei den Namen der um Heidelberg herumliegenden Ortschaften zeigt. Diese Ortsnamen betonen nämlich das erste Glied, wenn das zweite einsilbig ist: *Schlíerbach, Róhrbach, Kérše* 'Kirchheim', *Héndšə* 'Handschuhsheim', *Dóssənə* 'Dossenheim', *Schénā* 'Schönau', *Néckarā* 'Neckarau', *Lā́dəbòrch* 'Ladenburg'; dagegen ist das zweite Glied betont, wenn es zweisilbig ist: *Neckarháusə, Zichlháusə* 'Ziegelhausen', *Sandháusə, Aglašterháusə, Neckargəmínn* 'Neckargemünd', *Kleⁿgəmínn* 'Kleingemünd', *Neckarštḗnich* 'Neckarsteinach'[1]). Ebenso in Heidelberg *Néckarminzgass.*

Nur eine Klasse von Zusammensetzungen weicht überhaupt in der Betonung von den beiden bisher erwähnten Arten ab. Sie betont beide Glieder gleichmäfsig oder doch nahezu gleichmäfsig.[2]) Es sind das Eigenschaftswörter wie *schnéewéiss, schlóssəwéiss, ráwəschwárz, blídəwáis* 'blütenweifs', *króttebrḗt, dímesdíck* 'dick wie ein Daumen', *fáiərót* 'feuerrot', *lénnəláhm* 'lendenlahm'. Betonungen wie *áremsdick* 'armesdick' kommen daneben auch vor; dann soll aber die Dicke nicht einfach anschaulich beschrieben, sondern gegensätzlich hervorgehoben werden.

Neben diese Klasse von Eigenschaftswörtern tritt eine Klasse von zusammengesetzten Hauptwörtern, die auch beide Glieder gleichmäfsig betonen. Es sind das Formen wie *der Lúmbəkránə* 'der verdammte Fasshahnen', die im Unwillen hervorgestofsen werden. Ebenso kann man sagen *der Lúmbənáchl* 'der Lumpennagel'.

---

1) Damit vergleiche man bei Offenburg z. B. *Dúrbach, Géngəbach, Órtəberg* neben *Berghá̀uptə, Rameršwíər, Appəwíər,* freilich auch *Oppənáu*; aber wieder bei Engelberg in der Schweiz *Énglberk, Bitzištòck* neben *Grā́fenòrt, Hèrrərū́ti, Pfáffewànd, Fúrənàlp, Làubersgrā́t.* Siehe auch das auf S. 7 Bemerkte.

2) Über die an Wundt Psychol. II³ 248 ff. anknüpfende Streitfrage, ob überhaupt zwei gleichbetonte Silben unmittelbar aufeinander folgen können, will ich mit obiger Fassung nichts gesagt haben.

Das zweite Glied wird dagegen betont in einigen reduplizierten Bildungen wie *guckgúck* 'kindlicher Ausruf, den man anwendet, wenn man seinen Kopf vor einem Kinde versteckt', im Gegensatz zu dem Rufe *dodó*, mit dem man sich wieder zeigt, *schukschúk* 'Neckname, den die Kinder einem früheren alten Insassen des Männerarmenhauses gaben' als Nebenform zu dem einfachen *schuk* und seiner Verkleinerung *schukələ*. Diese Formen erinnern an die Nebeneinanderstellungen wie *gĕgĕ* 'gehe doch', *bei béi, fort fórt, mit mít.*

C. Der Satzton.

Im Satzganzen hat bei gewöhnlicher Sprechweise das Hauptwort die gröfste, das Fürwort die geringste Tonstärke. Das Adverbium kommt in der Reihe etwa gleich nach dem Hauptwort, das Vorwort unmittelbar vor dem Fürwort. Das Zeitwort ist verhältnismäfsig schwach betont; meist ist es enklitisch, und nur wenn aufser ihm nur Fürwörter im Satz stehen, erhält es den Hochton.

Wir gehen die verschiedenen Verbindungen, die möglich sind, der Reihe nach durch.

I. Verbindungen verschiedenartiger Wörter.

a) Zeitwort und Fürwort. Besteht ein Satz aus Zeitwort und Fürwort, so hat das Zeitwort den Hochton; das Fürwort ist tonlos und erscheint demgemäfs auch oft in einer geschwächten Form: *s brénnt, a hót, ich kúmm, se kúmmə, wóllt u? dérf ich? íss əs? hóscht n? hót a? sich dúmmlə, sich šnérrə, ich kúmm aich (ich kúmm ich), a bsáuft sich, was wíllscht? wer wíll? wer íss es?*

Hierhin lassen sich auch Verbindungen rechnen mit den fürwörtlichen Formen *nix* 'nichts', *eppes (eps)* 'etwas', *jemand* 'jemand' u. ähnl. Vgl. *a kánn nix, wíllscht ep(pe)s? hóscht was? kúmmt jemand? s kúmmt jemand.*

Auch wenn mehrere Fürwörter nebeneinander treten, sind sie neben dem Zeitwort alle tonlos: *hót a was? gėb m was! gėb s m! gėb ma s! will s jemand?*

b) Zeitwort und Umstandswort. Treten Zeitwort und Umstandswort zusammen, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden.

α) Sehr oft ist das Umstandswort unbetont: *do íss a, do kúmmə se, dort schtéht a, a schtéht dort, wo íss a, wo brénnt s? dánk schēⁿ* 'danke schön', *a schlóft grād, a schlóft jetz, wo íss a dann?*

Hierzu stellen wir auch die Verbindungen mit der Verneinung *nit* 'nicht': *ich will nit, ich dérf nit, kúmmə se nit?*

β) Sehr oft ist aber auch das Umstandswort betont und das Zeitwort enklitisch. Dahin gehören

1) zunächst Ortsadverbien wie *her, naus* u. s. w.: *a baut vór, kumm hér, kumm rúcə, kumm ráiⁿ, geht bái, geh naús, bass úff, zú gfrierə, des geht ma vór, a iss mit gangə, a hot uns úⁿgfihrt, a sitzt dehéem;*

2) dann aber auch andere Bestimmungen, wie folgende Beispiele zeigen: *rėgent s stárk? blüt s árich? a schlóft níe, a hoy gúg gschlófə* 'er hat gut geschlafen', *s mácht sich gút.*

In diesem Zusammenhang dürfen auch erwähnt werden Verbindungen mit Partizipien wie: *a kùmmt gschprúngə, a kùmmt áⁿgewackelt, a kricht s gebrócht, a hòt s gsácht kricht, ich hàb s m gsácht, hòsch s m géwə? s wèrd gebáut.*

γ) Manchmal sind aber Zeitwort und Umstandswort gleichstark betont. So sagt man: *s réchent stárk, s blút árich, a háilt ímma, ich schlóf nie, mórche kúmmt a, a kummt mórche, s páckt fést, a hot schépp geláde.* So heifst es auch *a trínkt viel* neben *a trinkt víel* und *a trínkt nit víel.*

c) Zeitwort und Hauptwort. Neben einem Hauptwort ist ein einfaches Zeitwort immer enklitisch, gleichviel ob das Hauptwort Subjekt oder Akkusativ- oder Dativobjekt ist. So heifst es:

α) *da Róte kummt; hópla, die Bópp danzt; die Náchtail kummt, die Glócke laide, da Schítz kummt, holl mich da Dáifel!*

β) *Schnée scheppe, sách holle* 'Spezereisachen einholen', *Ésse trăche, ówacht gewwe, Lúft mache.* So heifst es: *a butzt die Blátt, ich krich Schlắch, geww ácht! butz dai*ⁿ *Nás! gep ma n Séck* 'gieb mir ein Stück Weck!'

γ) *ich sach s m Léhra, ich sach s maim Vádda, a ghērt s Lánge.*

δ) Auch wenn das Zeitwort vor einem Hauptwort mit Vorwort steht, ist es tonlos. Vgl. *a geht in die Schtádt, a kummt aus da Schúl, a kummt ins Gschäft, ar is bai de Músik, sie friert an die Hänn, geh uff die Sáit! s geht da an de Kráche, ar is in de Ráih, ins Schpidál schicke, in de April schicke.*

ε) Auch wenn das Zeitwort eines der unten genannten Umstandswörter bei sich hat, ist das Hauptwort am stärksten betont. So hört man: *Fáia à*ⁿ*mache; bembém, bembém, die Schúl is aus; dreh die Lámp aus! mach die Thír zu! spann de Gául ái*ⁿ*!*

ζ) Doch kommen auch Ausnahmen vor. So heifst es nur *da Schìtz schraíbt dich úff, hau dem Kèrl èni hí*ⁿ*!* und es kann heifsen *da Náchtkrabb hóllt dich.* Regel scheint zu sein, dafs ein akkusativisches Hauptwort, das eine Zeitdauer angiebt, schwächer betont ist als das Zeitwort: *a schlóft e Bissel, schlóof e Schilindel!* sprichwörtlich ist die Verbindung: *Wárt e Wailche,* die geradezu Eigenname geworden ist.

η) Treten zwei derartige Hauptwörter zu einem Zeitwort, das eine in dem Kasus, das andere in jenem, so sind entweder beide starkbetont oder das für den Zusammenhang wichtigere ist am stärksten betont. So kann es heifsen *da Vádda iss im Kélla* oder *da Vádda iss im Kèlla* oder *da Vàdda iss im Kélla.* Vgl. auch *gep dem Kèrl e Óhrfaiš, gep dem Làusbū en Tritt* oder *gep dem Kérl | e Óhrfaiš, gep dem Láusbū | en Tritt.*

ϑ) Da der Infinitiv auch ursprünglich nur ein Hauptwort ist, so begreift sich aus dieser Regel, dafs bei Verbindung eines Infinitivs und einer gewöhnlichen Verbalform der Infinitiv betont wird. Vgl. *a muss lúmpe, a kann dánze, ma wolle gé*ⁿ*, ich will da útze, loss gé*ⁿ*, loss fáhre. Schieb helfe* ist nur eine scheinbare Ausnahme, insofern als auch hier *schieb* dem Sinn nach Infinitiv sein sollte; in Verbindungen wie *a hot ma schiewe hélfe* stimmen grammatische Form und Betonung mit der Regel überein.

d) Vorwort und Hauptwort. Vor einem Hauptwort ist das Vorwort immer enklitisch: *uff m Schprúng, for die Kátz, mit m Schàiathòr, uff die Gáss, am Kárlsthor, in de Pléck, aus m Láim, in Náiene, in da Kúnschtmihl, mit Límpf, m drái.*

Dagegen heifst es *vór da Hann* 'vorderhand' im Gegensatz zu *nóch da Hann* 'nach der Hand' (= *nóchdat?*).

Tritt das Verhältniswort hinter das Hauptwort, so wird es selbst betont: *Berch úf, Berch áb, Kopp íwwer.*

e) Vorwort und persönliches Fürwort. Hinter einem Vorwort ist das persönliche Fürwort enklitisch; das Fürwort erscheint deshalb gewöhnlich in abgeschwächter Gestalt: *mít ma, vór en, géche-n en, án en, án se, bái er(e), néwen em, ówar uns, ünnar uns* 'au dessous de', *fór schich* 'vor sich, vorwärts', *hínna schich*. So sagt man z. B. *ich kumm án se (án ich)*; *unna úns* bedeutet dagegen 'in unserem Kreise, parmi nous'.

f) Eigenschaftswort und Hauptwort. Ein Eigenschaftswort ist vor seinem zugehörigen Hauptwort unbetont: *der alte Dérzebach* 'der alte Dörzbacher', *der alte Ditteney, en alter Böhre* 'ein altes Stück Rindfleisch', *e dicki Múmme, des faul Lúder, der korze Búckel, s naie Háisl, en alter Mérrə* 'eine alte Mähre', *di nai (alt) Brick, zum alte Áise, e klēnv Bú, dv grēkšt Símpl, e ā^nganummə Ding* 'ein Vorurteil', *gštreckter Láng, di klē^n Mándlgass, di unner Štróss, di unnv Néckarštrōss, di owwv Bádgass, di Mittlbádgass, alle Štúnn, e halb Púnn, e hálwi Štúnn, únsa Vádda, áiv Kávl, moi, létšts* (Ausruf beim Klickerspiel), *di siwwə Línnə, drái Vértl, fímf Mánn*. Vgl. auch *Alménn* 'Almende', *ihnə ihr Kávl* und *dv Dreiührzúch*. Vgl. auch *(di) Dreiké nich(štrōss)*. Doch finden sich auch einzelne Ausnahmen: *di rótrìwə* 'die roten Rüben', *e gélərìp* 'eine Gelbrübe', *béštə bìrə* 'beste Birnen', *di únnvhōsə* 'die Unterhosen', *e ówwvhemm* 'ein Oberhemd', *ufs Hínnvdēl* 'aufs Hinterteil', *in dv Náigass* 'in der Neugasse', *im káltə Dāl* 'im kalten Thal (Karlstrafse)'. Hier erklärt sich aber die Betonung meist aus dem Umstand, dafs ein Gegenstand von seinem Gegenteil genau unterschieden werden soll, so die beiden Rübenarten[1]), die Unterhosen von den Oberhosen, das Hinterteil vom Vorderteil u. dergl. Darum heifst es auch *iwwer di ált Brick un iwwer die nái Brick*.

Auch wo das Eigenschaftswort nachsteht, ist es unbetont, so in den Redensarten: *e Léffel voll, e Hámpfel, e Mímpfələ* 'ein Mündchen voll'.

II. Verbindungen zweier gleichartiger Wörter.

Auch wenn zwei Wörter gleicher Art, also etwa zwei Hauptwörter, im Satz nebeneinander treten, müssen sie verschieden betont werden.

a) Verbindungen zweier Hauptwörter.

α) Doppelnamen. Doppelnamen werden als ein Wort, als eine Zusammensetzung betrachtet und demnach der erste Teil betont: *Hánnàdm* 'Hans Adam', *Ánnemarìe*. Daher heifst auch die Verkleinerungsform *Ánnemarìele*. Verbindungen wie *Kirner-Willmann, Bischof-Dáira* sind aus der Fremde eingeschleppt und daher auch so gegen die Regel der Mundart betont. Das gleiche gilt von den schriftsprachlichen Vornameverbindungen wie *Liselótte, Karl Áugust*.

β) Apposition. Die Apposition ist schwächer betont wie das durch sie näher bezeichnete Wort: *da Judd Schwéd, da Bücka Ditteney, da Bücka Kráus, da Uhrmacha Schmitt, da Portje Schä́fa, da Dokta Búchel* (Puchelt), *da Borchemeeschter Wálz, Fraa Májer, s Schtift Náiburch, bai 's Schlossa Hóhle, die Bäse(l) Káttel* 'Bäschen Katharina', *Herr Jésses*.

γ) Der abhängige Genetiv. In so ziemlich all den Fällen, wo die Mundart einen alten Genetiv noch unmittelbar vor oder nach einem Nomen gestattet (vgl. Verf., Festschrift zur Einweihung des neuen Gebäudes für das Grofsh. Gymnasium zu Heidelberg S. 46 ff.), ist das an zweiter Stelle stehende Nomen stärker betont als das an erster Stelle stehende.

---

1) Dagegen sagt man *di ròtə Rúnə*, weil hier das Hauptwort nur die rote Rübensorte bezeichnet.

1) Wo also der Genetiv vorausgeht, ist er unbetont: *ing Gotts Náme, Hotz Blitz, uff Gotts Érdbodde, ums Himmels Wille, am Waihnachts Ówend, s Schäfas Séppel, da Lange Lij, da Lange Ádam, s Mócke Káll (Áuguscht, Frítzel), s Lange Kíttel (Grétel), s Mannemer Thór, im Naiema Wáld, die Schwetzinger Cháussée, die Berghaima Míhl, da Pleikartsferschta Hóf, Waibstädta Kardóffel; da alla áltschte, háufes genúch, Manns genúch.* So erklärt sich wohl auch *Borchemeéschta* 'Bürgermeister' (und *Bremeéck* 'Eckhaus eines Mannes namens *Brehm*'?).

Ausnahmen sind nur z. B. *únsar ans* u. ähnl. Verbindungen, sowie *da állerscheenscht*; *únsar* erklärt sich aus der auch sonst anzutreffenden Hervorhebung des Fürworts der ersten Person der Mehrzahl, *állerscheenscht* ist eine Doppelform zu *aller schéenscht* und wird nur in spöttelndem Sinne gebraucht.

Viel merkwürdiger ist aber etwas anderes. In Neuenheim habe ich betonen hören *da Éders Karl*; dazu stimmt, dafs man in Handschuhsheim[1]) zwar sagt *da Lenze Philipp*, aber *da Lénze Schorsch*, dafs also bei Einsilbigkeit des Vornamens der Familienname betont wird, bei Zweisilbigkeit des Vornamens dieser selbst. In Neuenheim scheint die gleiche Doppelheit noch üblich zu sein, wenn ich auch die zweite Art noch nicht gehört habe; in der Heidelberger Altstadt ist eine Ausgleichung zu gunsten der zweisilbigen Vornamensform erfolgt.

2) Wo der Genetiv nachsteht, da ist er selbst betont: *e Schtick Wégs, jemand ánnerscht, eppes ánnerschts, was Gúts, viel Géld, e Pund Bútta, e Kaidel (en Hewwel) Brót, e Roll Fádem, e Klingel Wóll; (ich bin) nít der Schúld, (s is noch) nít der Zéit.*

Hierher ist auch zu stellen *weche máina* und *weche séllem*. Dagegen sagt man *máintwèche*.

b) Umstandswörter. Wenn zwei Adverbien miteinander verbunden werden, so erhält das zweite den Hauptton: *vorbái, hinnedrá*ⁿ, *owwenáus*; vgl. auch *noch níe, nit héut, ganz só.*

III. Verbindung zweier gleichartiger Wörter durch Bindewörter.

Werden zwei gleichartige Wörter durch Konjunktionen wie *und* oder *oder* verbunden, so erhält das zweite Wort den Hauptton, während das erste ebenso wie die Konjunktion tonlos bleibt.

a) Verbindungen mit *und: Maier (u)n Múth, Bangel (u)n Schmítt, Frā (u)n Kínner, Maul (u)n Nás, dick (u)n dínn, mit Haut (u)n Hór, zwischisch Tách (u)n Dínkel, Rump (u)n Bútz, hinnə un vánnə, owwə un únnə, hie n dó, noch n nóch, fínf ə zwánzig, gsteckt ə vóll* 'gesteckt und voll', *ma wárt un wárt.* Dagegen weicht ab *Kás ə brot* 'Brot und Käse' (Lenz, Der Handschuhsheimer Dial. Progr. Gymn. Heidelberg 1892 S. 14).

b) Verbindungen mit *oder: ich oder dú, háit oder mórche, Ricke oder Schnéid?* Doch ist es auch möglich, zu deutlicherer Gegenüberstellung in solchen Fällen zu betonen: *ér | oder síe, háit | oder mórche, Ricke | oder Schnéid, Mílich | oder Ráhm.* Ja, auch das erste Glied kann allein betont werden, wie in dem Satze *willscht Mílich oder Rahm?*

1) Nach einer Mitteilung meines Freundes Dr. Philipp Lenz.

